R

Paed. Pr.
~~334 1/2~~
3394
Schwäbl

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36624502940011
<36624502940011
Bayer. Staatsbibliothek

R

Kleine Haus-Legende für den Bürger und Landmann.

Auch ein Buch für die Feyertags-Schulen.

Von
Fr. X. Schwäbl,
geistlichem Rath und Domherrn in München.

R

Bayerische Staatsbibliothek München

Fünfte Ausgabe.

München,
in der Anton Weber'schen Buchhandlung.
1832.

W
248. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalts-Anzeige.

I. Das Vertrauen auf Gott — die Zufriedenheit des Menschen.

II. Gott versorgt die Seinigen.

III. Das Wettlaufen.

IV. Der fröhliche Michl.

V. Von Leiden zu Freuden.

VI. Das Vatergebot.

VII. So lernt man bethen.

VIII. Die gute Schwiegertochter.

IX. Die gute Hausmagd.

X. Der Weg zur Heimath.

XI. Wahrheit und Tugend tragen am Ende doch immer den Sieg davon.

XII. Der Wegweiser.

XIII. Fortsetzung.

XIV. So werden gute Kinder den Eltern ein Stab im Alter.

XV. Wehe dem Kinde, das Vater und Mutter nicht ehret.

XVI. Der Garten.

XVII. Gott der Wittwen Vater.

XVIII. Gott auch der Waisen Vater.

I.

Das Vertrauen auf Gott — die Zufriedenheit des Menschen.

Ein Edelmann, der war, was sein Name ausspricht, ging einst an einem schönen Sommerabende mit seinem Sohne Karl in der Gegend seines Landgutes umher. Am Ende eines Wäldchens trafen sie einen Holzhauer an. Sie hatten von ferne bemerkt, daß der alte Mann jedesmal gegen Himmel sah, wenn er einen Stamm zerkloben hatte, und dann hurtig einen neuen angriff.

„Den Mann, lieber Karl, müssen wir kennen lernen,“ sprach der Edelmann, und ging auf ihn zu. „Gott grüß euch, lieber Mann!“ „Dank ihnen Gott, meine Herren!“ antwortete der müde Arbeiter, und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Karl. Das ist wohl eine recht saure Arbeit, guter Alter?

Holzhauer. Freilich wohl, liebes Herrchen! aber um das liebe Brod zu verdienen, und Weib und Kinder zu ernähren, ist sie nicht zu sauer.

Und dann noch dazu mit Gott angefangen, mit Gott fortgemacht, und mit Gott aufgehört, — wird sie so süß, als die Arbeit dem armen Menschen nur immer werden kann. Sehen Sie, wenn es mir recht schwer und heiß werden will, daß mir die Schweißtropfen herabkugeln, dann — einen Gedanken an den da oben (hier zeigte er gegen Himmel) und dann noch einen an mein Weib und meine Kinder da unten (hier wies er auf ein nahe gelegenes Häuschen im Thale) — und es geht wieder so frisch und so leicht, wie von Neuem. Wenn ich dann erst am Abende heimkomme, und die lieben Kinderlein so um mich herumspringen: o diese Freude trocknet mir den Schweiß wieder ab, und da möchte ich oft so viele Freudenthränen weinen, als mir die Arbeit Schweißtropfen ausgepresset hat. — Sehen Sie, lieber junger Herr! gleichwie ich mit dieser Hacke da ohne Handhebe die Arbeit nicht anfangen könnte, so könnte ich in derselben nicht ausharren, ohne das Hinaufschauen zu meinem Gott über mir, und ohne den Gedanken an meine Geliebten zu Hause.

Edelm. Du bist ein seltener Mann! Sey so gut, und führe uns hinab zu den Deinigen; wir möchten auch sie kennen lernen.

Holzhauer. Werden's gleich sehen. Es will ohnedieß bald Nacht werden, kann's für heute gut seyn lassen. — Jetzt nahm er seine Hacke, und sie giengen miteinander dem Häuschen zu.

Als sie in die Stube traten, kamen die Kinder daher gesprungen, und riefen voll Freuden: Vater! Vater! und jedes wollte das nächste beim Vater seyn. Die Mutter begrüßte die zwei Fremden freundlich, und bot ihnen Stühle.

Holzhauer. Da meine Herren, sehen Sie nun alle meine Schätze und Freuden: ein liebes Weib, gesunde Kinder, und nach der Arbeit Ruhe.

Edelm. Und damit lebst du wohl zufrieden?

Holzhauer. O! so zufrieden, wie der reichste Mann im Lande kaum lebt. Ich weiß wohl, wie glücklich Reichthum und Güter machen können; denn ich war auch einmal reicher, als jetzt. Weib erzähle du den Herren unsere Unglücke, und wie uns der liebe Gott in diese Hütte hereingeführt hat. Ich will indessen die Buben alle heimholen.

Weib. Sehen Sie liebe Herren! wir hatten einen Bauernhof, und Aecker und Wiesen, und Pferde und Kühe, wie's auf Bauernhöfen ist. Wir hauseten immer in Liebe und Frieden, und Gottes Segen ließ uns alles wohl gedeihen. Wir theilten den Segen reichlich mit den Dürftigen, und da wir auch noch immer Schulden zu zahlen hatten, ersparten wir uns auf dem Gute nicht sonderlich viel.

In einem Jahre trafen uns zwei große Unglücksschläge (der liebe Gott wird es wissen, warum er uns so schwer heimsuchte). Ein fürchterliches Hagelwetter schlug unsere Saaten danie-

der, und ein Blitzstrahl zündete auch noch unsern Hof an. Schnell stand alles in Flammen da, und wir konnten nichts mehr retten, als unser Leben. Ich lief nur nach meinen Kindern. Die kleinsten zwey nahm ich auf meine Arme, die andern führte der Vater an der Hand fort, und so eilten wir dem nächsten Dorfe zu. Da standen wir denn alle, weinten und rangen die Hände, und mußten unsere Habe vollends verbrennen sehen. Die Kinder weinten und schrieen. Den Jammer kann ich in meinem Leben nicht vergessen. Doch tröstete sich mein Mann bald wieder: „Weib, sprach er, der Herr reißt uns nun dieß „Haus nieder; er wird uns auch wieder ein anderes bauen!" Ich ließ mich endlich auch beruhigen. Nur wenn ich die weinenden Kinder so ansah, ging's mir wie ein Stich durch's Herz. — Ein Vetter im Dorfe behielt uns dann in seinem Hause. Und nun, was wollten wir thun? Die Uebernahme des zu Grunde gerichteten Gutes, auf dem auch noch Schulden hafteten, konnten wir nicht erschwingen. „Lieber will ich mir alles gefallen lassen, als mit neuen Schulden anfangen," — sagte mein Mann, und ich konnte ihm nicht Unrecht geben. Wir verkauften also unsere Gründe; zahlten unsere Schulden, und setzten uns in diesem Häuschen nieder. Und da sind wir nun, und ernähren uns mit unsern Kindern kümmerlich. Jetzt wissen Sie unser ganzes Schicksal.

Edelmann. Unglückliche Leute!

Weib. Wir haben gelernt, auf Gott vertrauen, und das Vertrauen auf Gott macht uns jetzt so glücklich, als wir vormals waren.

Edelm. (Zu sich selber.) Das hätte ich in dieser Hütte nicht gesucht. — Gutes Weib! wie habt ihr denn so innig auf Gott vertrauen gelernt?

Weib. Wir haben ja in unserm ganzen Leben Gottes Liebe erfahren. Da wir noch auf dem Hofe waren, segnete er uns ja reichlich alles, was wir bauten. Wir konnten es ihm also wohl zutrauen, daß er uns auch im Unglücke nicht verlassen werde. „Er speiset ja die Vögel in der Luft, „und giebt den Füchsen ihre Höhlen, und kleidet „die Lilien auf dem Felde so schön" — dachten „wir: er wird auch uns und unsern Kindern Brod „schaffen, und einen Schlupfwinkel, der uns zudeckt, und Zeug zum anlegen." Und er that es auch treulich — der liebe Gott; denn sehen Sie, wir haben zu essen, so viel wir brauchen; freilich keine kostbaren Speisen, das thut aber auch nicht noth; denn meine Mutter (Gott tröste sie) sagte immer zu uns, als hätte sie mein Unglück vorhergesehen: „Kinder! Kraut und Suppe — in „Liebe gekocht und genossen — schmecken besser, „als eine köstliche Mahlzeit in Neid und Unfrieden."

Und — Gott Lob! wir lieben einander. Und ein Häuslein haben wir auch wieder, und den lieben Frieden darin, und Gewand für uns und un=

sere Kinder — alles treu und ehrlich erworben. Was brauchen wir mehr?

Freilich wurden der Kinder immer mehrere, und es ging uns schon manchmal hart, allen Brod genug zu schaffen. Aber wir haben es noch allemal erfahren, „wo die Noth am größten, da ist „auch Gott am nächsten.“ Allemal wenn uns die Noth recht zu Herzen ging, und wir alle mit einander um Hülfe betheten, da ward uns geholfen, ohne zu wissen, wie es ging; aber dieß glauben wir, daß Gott unser Gebeth erhöret hat.

Und so meine lieben Herren, lernt man recht innig auf Gott vertrauen.

Jetzt kam der Holzhauer mit zwey Knaben und einer kleinen Schafheerde.

Holzh. Sehen Sie da, diese zwey gehören auch noch mein; jetzt sind wir erst alle beisammen.

Karl. Ey — so viele Kinder!

Holzh. Ich habe es in meinem Leben gehört: „Giebt Gott Kinder, so giebt er auch Brod dafür.“ So lang ich lebe, und mich Gott gesund bleiben läßt, will ich mir's sauer genug werden lassen, um uns alle fortzubringen. Und soll ich einmal sterben — nun dann wird Gott ihr Vater seyn; denn die armen Waisen verläßt er ja niemals; sind ja seine Kinder.

Edelm. Er wird sie nie verlassen, lieber Mann! die Kinder solcher Eltern müssen von Gott gesegnet werden. Dieß glaube ich von ganzem Herzen

(wischt sich eine Thräne vom Auge). Ich bin erfreut über den heutigen Abend, und gehe so voll Trostes von euch weg, daß ich Gott nicht genug danken kann für die schöne Stunde, die ich in eurem Hause zugebracht habe. Gott segne und behüte euch und eure Kinder immerhin! — (Nun gab er jedem Kinde ein Geldstück zum Andenken.) „Dieß behaltet, liebe Kinder, und werdet einst „so fromm, wie eure Eltern!" Eltern und Kinder dankten, küßten dem Edelmanne und seinem Sohne die Hände, und gaben ihnen tausend Segenswünsche mit auf den Weg.

Lieber Leser! vertraue so herzlich auf Gott, wie diese armen Leute, dann wirst du allezeit froh und zufrieden, glücklich noch im Unglücke, und reich in der Armuth seyn.

II.

Gott versorgt die Seinigen.

In einem deutschen Städtchen lebte vor mehreren Jahren eine edle Bürgers-Familie. Fünf liebe Kinder beglückten einen redlichen Vater, und eine fromme Mutter.

Reichthum war nicht in ihrem Hause; aber Liebe, Friede und Gottesfurcht begegneten Jedermann, der sich nur ein wenig darin umsah. Drei ihrer Kinder waren noch sehr klein, und das kleinste lag in der Wiege, Lise aber die größere Tochter war schon viel älter, als ihre übrigen Geschwisterte, und wohl das beste Kind im Städtchen, und die schönste Blume im schönen Familien-Kranze. — Eine so sorgfältige Mutter, wie die Mutter dieser Kinder war, mag es wohl nicht bald gegeben haben.

Täglich war sie mit dem Hahnengeschrey schon an ihrer Arbeit, und erlaubte sich den ganzen Tag hindurch kaum eine Minute Rast. Jetzt ordnete sie die häuslichen Geschäfte, jetzt hob sie die Kinder aus dem Bette, kleidete sie an, bethete ihnen vor, und ging von der Arbeit oft hundertmal hinweg, um da ein weinendes Kind zu stillen

oder ein gefallenes aufzuheben, dort ein ungehorsames zurecht zu weisen, oder einem hungrigen Brod zu reichen. Dann schickte sie den Tisch an und wenn sie sich alle satt gegessen hatten, blieb für die Mutter allein gar oft nichts mehr übrig, als ein Stück Brod. Das ist aber auch die rechte Mutter, sie theilt nicht nur den Bissen vom Munde mit den Kindern, sie giebt ihn wohl ganz.

Und wenn sie den ganzen Tag mit Sorge und Arbeit hingebracht hatte, und alles schon schlief, da war sie allein noch wach, saß neben der Wiege des kleinsten am Spinnrocken, und wenn sie dann ein Schlummer überfallen wollte, so raffte sie sich schnell wieder auf, rieb sich den Schlaf aus den Augen, und sprach zu sich selber: „Du darfst noch nicht schlafen, Mutter! denn sieh, Lise braucht ein neues Kleid und mitgeben mußt ihr auch einmal etwas zum Heirathgut"! — Dann ging das Rädchen wieder so hurtig, als müßte der Zeug heute noch fertig werden. Dabey war sie für die fernste Zukunft so kümmerlich, wie es gute Mütter gewöhnlich sind, und sie konnte keines ihrer Kinder ansehen, ohne daß ihr der Gedanke wie ein Stich durch das Herz ging: „Armes Kind! wie wird es wohl mit dir noch einst werden"! Vorzüglich Lise, die zusehends zu einem reifen Mädchen heranwuchs, kam ihr nie aus dem Sinne.

„Sieh nur lieber Mann, noch fünf unversorgte Kinder! und Lise wird schon täglich älter. Es wäre ja Zeit sie einmal zu versorgen, und doch zeigt sich noch keine Spur von Aussicht für das Mädchen.“ So jammerte sie dem Vater nicht einmal vor, wenn sie so in die Zukunft hinaus dachte und rechnete.

„Ihr Weiber habt doch immer so unnöthigen Kummer! Laß das gut seyn, meine Liebe, der die Kinder giebt, wird sie auch zu versorgen wissen.“

So suchte der ernste Vater die unzeitige Sorge der zu bekümmerten Mutter zu heben, und dann wandte er sich gewöhnlich an Lise.

„Sey du nur gehorsam, liebe Tochter! und ehre wie bisher deine Eltern; dann wird das Glück für dich nicht ausbleiben. Hat's ja der liebe Gott allen guten Kindern verheissen, daß es ihnen wohl gehen werde.“ —

Indeß suchten sich die Söhne des Städchens nach und nach Bräute, und keiner fand sich noch der um Lisens Hand geworben hätte. Lisens Gespielinnen wurden eine nach der andern versorgt, und ihrer allein schien man zu vergessen.

Schwerer fiel diese Zurücksetzung wohl Niemanden, als der besorgten Mutter. Jeder neue Hochzeitstag war für sie ein neuer Schmerzenstag. „Wäre nicht meine Lise für diesen viel besser gestanden? aber die heutigen Jungens greifen nur nach dem Gelde, und — da versehen sie es gar

oft." Solcher Gedanken konnte sie sich nicht erwehren, so oft von einer neuen Uebergabe oder Brautwahl die Rede war. Voll Unruhe drang sie denn ein- um das anderemal noch heftiger in den Vater.

„Aber sieh doch, lieber Vater, andere Eltern sind so glücklich; ihre Töchter werden nach einander gesucht, nur uns will es mit Lise sogar nicht glücken. Sieh doch, ein Jahr vergeht nach dem andern, und unsere fünf Kinder bleiben unversorgt"!

Vater. So willst du doch immer der Hand Gottes vorgreifen. Sage ich's dir doch: „Wir haben unsere Kinder unter Gottes Schutz gegeben; der wird für sie sorgen"!

Mutter. Daran magst du wohl recht haben. Aber es hat nun so gar keinen Anschein; denn in kurzer Zeit ist ja Lise aus den Jahren.

Vater. Aus den Jahren! dennoch immer wohl an der Zeit. Die Lasten des Ehestandes kann sie noch lange genug tragen. Lise ist eine gute Tochter, es wird ihr einst wohl gehen.

Mutter. Du lieber Gott! wer sieht aber in unsern Tagen auf Güte des Herzens? Könnten wir ihr auch nur zu tausenden mitgeben, ich wette, sie wäre nicht mehr im Hause.

Vater. Wirf nur nicht die ganze Welt über einen Haufen zusammen. Es giebt der edlen Menschen noch überall, die Tugend mehr schätzen, als Reichthum. Und Lisens gutes Herz ist nicht

unbekannt. Sie ist ja so eingezogen, so dienstfertig, so zuvorkommend, wenn es darauf ankommt, Jemanden Freude zu machen. Weib! Lise wird einst der Trost unsers Alters werden. —

Was hier der Vater im Strome der Empfindung von seiner Herzenstochter sagte, waren keine eitlen Lobsprüche, sondern die reinste Wahrheit, die keiner im Städtchen verkennen, und die sich der redliche Vater am wenigsten verhehlen konnte.

Lise war wirklich die gehorsamste Tochter. Was sie dem Vater oder der Mutter nur in den Augen lesen konnte, das that sie mit fröhlicher Bereitwilligkeit. Mit edler Geschäftigkeit sprang sie den ganzen Tag im Hause umher, pflegte jetzt ihre kleineren Geschwisterte, besorgte dann den Theil der Hauswirthschaft, welcher ihr anvertraut war, und kam überall dem Winke der geliebten Eltern zuvor.

Ausser dem Hause war sie so stille und sittsam, so ohne alle Anmassung und so voll Demuth, daß ihr keine Seele anders, als geneigt seyn konnte. —

In der Kirche war ihr Gebeth so innig, und ihre Geberden so in sich gekehrt, daß ihr Jedermann von der Stirne herablesen konnte: „Gutes Mädchen! du weißt, wo du Trost und Freude zu suchen hast"!

Den Armen und Elenden des Städtchens sprang sie liebevoll bey. Wo sie ein Stückchen Brod

erübrigen, oder einen Bissen von ihrem Munde weg sparen konnte, so steckte sie ihn in die Tasche, schlich sich in die Hütten der Armen, und erquickte sie damit.

Wenn sie irgend einen lahmen oder krüppelhaften Menschen sah, da war sie die erste, die ihm ihre Hand both, und eine Strecke den Weg wies.

Jedem alten Bettler, der vor ihre Thüre kam, both sie eine doppelte Gabe.

Den Kindern war sie allen gar so gut. Sie wußte sich zu ihnen so wohl herabzulassen, ihnen allerley schöne Sachen vorzumachen, ihnen hie und da eine schöne Blume, einen Apfel oder eine Birne zuzustecken. Wenn sie dann durch das Städtchen ging, liefen ihr die Kinder haufenweise zu, und riefen: „Brave Lise! brave Lise"! — reichten ihr die Händlein so herzig, hielten sich an ihrer Schürze an, und jedes wollte das nächste bey der braven Lise seyn.

Lag irgendwo eine kranke Bekannte, so kannte Lise keine bessere Freude, als sie zu besuchen und als Wärterin manche Nacht am Krankenbette zu wachen.

Da wurde denn auch einmal die Nachbarin schwer krank. Es war eine erbliche Sucht, die sie hatte, und alles floh das Haus und die kranke Nachbarin — aus Furcht, angesteckt zu werden.

Nur Lise fürchtete nichts; denn — sagte sie — „wer nichts fürchtet, dem schadet nichts, und was man aus Liebe thut, ist allemal wohl gethan"!

Sie allein hörte nicht auf, ihre Eltern zu bitten, der kranken Nachbarin beyspringen zu dürfen, und sie pflegte derselben, als wäre sie ihre Schwester gewesen, und ging nicht mehr von ihrem Bette.

Die Umstände der kranken Nachbarin verschlimmerten sich täglich mehr, und sie fühlte es bald selbst, daß die Sterbestunde nicht mehr ferne seyn könne. Kurz vor ihrem Tode verlangte sie noch mit ihrem Manne allein zu sprechen.

„Lieber Mann! — hob sie mit halbgebrochener Stimme an, — du siehst wohl, daß wir scheiden müssen. Ach! eine bittere Stunde, wenn sie schlagen wird! du bist noch jung, und bedarfst eines Weibes, das dir meine Stelle ersetzen, und unserm einzigen Liebling dort in der Wiege Mutter seyn soll. Lise, die mich mit so zärtlicher Liebe verpflegte, laß dein Weib werden. Dieß ist die letzte Bitte deiner sterbenden Gattin. Nun leb wohl, laß mich keine Fehlbitte gethan haben, und sey glücklich"!

Der betroffene Gatte konnte nichts als weinen vor Wehmuth, und ihr durch einen festen Händedruck zu verstehen geben, daß er nichts anders als Ja sagen könne.

Die liebe Frau starb dann wirklich. Von dem Jammer des betrübten Gatten, in den Lise mitleidig einstimmte, will ich schweigen.

Kaum war die Leiche aus dem Hause, so wußte das ganze Städtchen von nichts anderem zu reden, als von dem, welches Mädchen wohl die glückliche seyn dürfte, die Frau des jungen Wittwers zu werden, und manche reiche Bürgersfrau rechnete schon in der Stille auf ihre Tochter. An das aber, was geschah, hätte wohl die ganze Stadt am allerwenigsten gedacht.

Nachdem sich der Wittwer von den Schmerzen erholet hatte, nahm er die letzte Bitte seiner geschiedenen Gattin noch einmal zu Herzen, und dachte: Lise ist so fromm und gottesfürchtig, ich werde an ihr ein treues Weib finden. Sie hat die Kinder so lieb, sie wird meinen Einziggebornen auch in Liebe erziehen. Sie ist so herzlich, so gut, sie wird Frieden im Hause und mit der Nachbarschaft erhalten! — ein besseres Weib könnte ich wohl nicht finden! — und ging also hoffend und zagend zu Lisens Vater.

„Ich danke Euch von Herzen, Nachbar, für die Liebe, welche Ihr durch Eure Tochter meinem seligen Weibe erweisen ließet; Gott vergelte es Euch mit allem Guten!"

Vater. Wir haben nicht mehr gethan, als unsere Schuldigkeit. Nachbarn, denke ich, sollten einander hilfreiche Hand biethen, wo sie kön-

nen, und meiner Lise kömmt es ja allemal gerade recht, wenn sie Leidenden beyspringen darf.

Nachbar. Dieß weiß ich nur zu gut. Eben darum wollte ich auch eine Bitte an Euch gethan haben. —

Vater. An mich? — Ihr eine Bitte?

Nachbar. Ja eine recht herzliche Bitte. Ihr wisset, Nachbar, wie's geht, wenn man keine vertraute Person im Hause hat, die der Kinder pflegt, und das Hauswesen führt. —

Vater. Seht doch! Ihr möchtet also gewiß indeß meine Lise zur Wirthschaftern haben — nicht wahr?

Nachbar. Freylich wohl zur Wirthschafterin. — — Doch noch mehr — gebt mir Lise zum Weibe, Nachbar!

Vater. Noch viel lieber. Aber bedenket, wie ich stehe! das Heirathgut wird geringe ausfallen.

Nachbar. Lisens gutes Herz ist mehr werth, als das reichste Heirathgut. Nur Lise, Nachbar, sonst nichts, erbitte ich mir.

Vater. So knüpfe dann Gott das Band zwischen euch und binde seinen Segen hinein!

Freudetrunken war die Mutter, als ihr der Vater den Vorfall erzählte, und Lise freute sich mit, daß der Wunsch der Mutter so schön in Erfüllung gegangen war.

Jetzt wurden alle Anstalten getroffen, und nach einigen Wochen war die Einsegnung des frommen Paares.

Am Hochzeittage fand die Mutter in ihrem Gebethbuche ein Bild, und darauf standen die Worte geschrieben:

„Weib! der die Kinder giebt, weiß sie auch zu versorgen.

III.

Das Wettlaufen.

In einem großen Lande war einmal ein König; dieser gab seinen Unterthanen ein Wettlaufen. Alle erhielten den Ruf, mitzulaufen, und einen Stab, an dem sich die Müden einhalten konnten. Er bestimmte das Ziel und die Zeit, wann sie am Ziele ankommen sollten, und ließ im ganzen Lande den Preis ausrufen, den sie am Ziele erhalten würden. Damit sie des Preises nicht vergessen möchten, ließ er ihn in allen Städten und Flecken des Landes an einem Schilde aushängen.

Der Preis war dieser: „Wer zum Ziele kömmt, der wird in der königlichen Residenz an der Seite des Königs und des Kronprinzen ausruhen, an ihrer Tafel speisen, und an den Freuden des Hofes auf immer Theil nehmen".

Der Preis gefiel; — das Wettlaufen begann; — aber — das Ziel erreichten nur wenige.

Auf der Wettbahn begegneten nämlich den Läufern mancherley gefährliche Plätze, die sie zurückhielten.

Auf einer Seite erblickten sie eine Stätte, die ihnen von ferne einen hellen Schimmer entgegenwarf. Als sie näher kamen, da sahen sie Schätze im Ueberflusse.

Viele Wanderer waren schon müde; sie traten hinzu, und ruhten aus. Hier ist gut seyn, dachten sie, laßt uns eine Weile hier bleiben, und von dem Vorrathe nehmen; wir kommen dennoch zum Ziele. Der blendende Glanz zog sie immer an; sie dachten immer weniger an das Fortlaufen, und vergaßen endlich Residenz, König und Preis.

Auf der andern Seite der Laufbahn war ein Lustgarten. Flöthen und Zithern ertönten von Weitem, und lockten eine Menge Läufer hinein. Da waren Wein und Speisen zur Labung, und Weiber und Männer im schönsten Putze in Reihen versammelt. „Kommet ihr Lieben, riefen ihnen diese voll Freundlichkeit zu, — und ruhet aus. Setzet und erquicket euch da nach Herzenslust; ihr kommet doch noch zum Ziele". — Viele nahmen die Einladung freudig an, blieben, und liessen sich's wohl seyn. Je länger sie blieben, desto mehr Behaglichkeit fanden sie und desto weniger dachten sie an's Weiterlaufen. Im Taumel des Genusses vergassen sie endlich Residenz, König und Preis. — Weiter vorwärts begegnete ihnen eine Anhöhe, welche von Menschen wimmelte. Diese giengen stolz einher, und ließen sich von Skla-

ven bedienen; andere liessen sich in Sesseln umhertragen, Weihrauch um sich her streuen, mit Trompeten voranblasen, und ihre Namen öffentlich auskünden. Dieß gefiel den Läufern. Viele blieben stehen, und konnten sich nicht satt sehen an dieser prächtigen Aufführung. „Steiget herauf — riefen sie den Wanderern im Thale zu — und bleibet bey uns! Wir wollen euch Platz machen, und auch eure Namen unter lautem Jubel ausposaunen lassen.

Mehrere nahmen den Antrag an, warfen den Wanderstab weg, und eilten — von der Freude gestärkt, — muthig bergan, und trieben das Herrlichkeitsspiel bis zur Genüge.

Die Freude daran ward immer größer; sie dachten immer weniger an's Fortgehen, und vergaßen endlich Residenz, König und Preis.

Indeß so viele auf der Laufbahn zurückblieben, liefen die andern unaufhaltsam fort, liessen sich von den Lockungen rechts und links nicht irre machen, hielten sich fest an ihrem Stabe ein, und so erreichten sie endlich glücklich das Ziel.

Hier warteten ihrer der Kronprinz und die Freunde des Königs, reichten ihnen liebreich die Hand, und führten sie Arm in Arm triumphirend in den Pallast des Königs ein.

Dieser kam ihnen wie ein Vater entgegen, umarmte und küßte sie, legte ihnen königliche Klei-

der an, setzte sie neben seinen Thron, und ließ sie wie seine Kinder seyn.

Nun hatte die letzte Stunde der ausgesteckt en Zeit geschlagen.

Die zurückgebliebenen Unterthanen eilten also, ohne mehr an ihr Ziel zu denken, schnurgerade dem Pallaste des Königs zu, und wollten den Preis haben.

Allein der König hatte das Thor verschlossen, und rief ihnen zu: Weg von mir, ihr Nichtswürdigen! Wer mich nicht gesucht hat, soll mich auch nicht finden. Gehet hin und holet euren Lohn bey denen, die ihr mehr als mich geliebt habt."

IV.

Der fröhliche Michl.

Michl war in einem einsamen Dorfe ein glücklicher Landmann. Gott hatte ihm ein mittelmäßiges Vermögen, ein frommes Weib und gesunde Kinder bescheert. Sein höchstes Glück bestand aber darin, daß er ein schuldloses Herz besaß. Gerecht und geraden Sinnes war er, wie keiner im Dorfe. Lange Erfahrung hatte ihm eine Klugheit verschafft, die überall zu rathen, und bey allen Vorfällen das rechte Wort zu sprechen wußte. Er ward daher im ganzen Dorfe wohl gelitten und verehrt. Wenn er zu reden begann, schwiegen alle mit gespanntem Ohre; denn die Gemeinde hatte noch nie etwas versehen, wenn sie Michls wohl überlegten Rath befolgte. Weit umher in der ganzen Gegend war er bekannt, und nicht anders genannt, als der fröhliche Michl. Denn heiter und froh war er immer, wo er erschien. Er konnte es auch wohl seyn; denn er hatte Gott lieb, und bewahrte seine Seele rein vor jeglichem Flecken.

Freudig begann er den Tag mit der aufgehenden Sonne, und war im geschäftigen Kreise seiner Kinder so vergnügt, wie's kein König in seinem Pallaste ist. Der Gesang der Vögel, das Gemurmel der Quellen und Bäche, das Springen der blöckenden Heerden, und alles, was sein Auge erreichte, sein Ohr vernahm, stimmte sein Herz zum freudigen Dank, den er seinem Schöpfer täglich zur Morgengabe darbrachte.

Bey Tische erinnerte er seine Kinder an den guten Gott, der ihnen täglich Speise und Trank mittheile, und keines seiner Geschöpfe hungern lasse: dann freuten sich alle, und dankten ihm einstimmig. Und so benützte seine stets heitere Seele jede Gelegenheit, Weib und Kinder mit zu erheitern und mit Gott vertraut zu machen.

Wenn er den Samen auf das Feld streute, dachte er an Gott, und sagte ihm: „Sieh du lieber Gott, da lege ich dir die Körnlein her; du wirst damit zu thun wissen, und sie gedeihen lassen, hast es ja immer gethan!"

Wenn ein Gewitter kam, und darnach die Sonne sich wieder so schön in dem Regenbogen spiegelte, da dachte er sich Gott als den guten Vater, der seinen Kindern drohe, aber die Hand gleich wieder zurückziehe, als reuete es ihn, und dann die Kinder wieder anlächelt und segnet.

Wenn er die heranreifenden Getreidefelder übersah, da war es ihm, als sähe er den Segen

Gottes über die Erde ausgegossen, und die Hand Gottes darüber, die ihn bewahrt bis zur Reife.

Wenn dann vollends die Aerndte herbeykam, und er die fetten Garben in die Scheune führte, und seine Kinder ein Aerndtelied sangen, da giengen ihm oft die Augen über, und er dachte sich Gott wie einen Vater, um den sich die hungrigen Kinder herumdrängen, und zu dem sie ihre Hände so begierig aufheben; und der Vater giebt ihnen allen, und dann springen die Kinder lustig fort, hüpfen herum, danken und genießen.

Und so hatte Michl immerhin Freuden, nie ward es trübe in seiner Seele, obwohl ihn auch mancherley Leiden trafen. Aber dem Leiden begegnete jedesmal die Freude in seinem Innersten, both dem Leiden die Hand, und söhnte sich damit aus.

Ein fürchterliches Hagelwetter überzog einmal die Gegend. Der Knecht kam, und rang die Hände: „Ach! unsre Felder hat der Hagel jämmerlich verwüstet, und denen des Nachbars fehlt nichts!"

„Nun denn — nun denn, sprach Michl ganz gelassen, der liebe Gott hat mir in 35 Jahren reichliche Früchte darauf wachsen lassen; Dank ihm, daß er sie mir in 35 Jahren nur einmal verhageln ließ! Gottlob, daß es den armen Nachbar nicht mittraf.

„Tröste dich, meine Liebe! — sprach er dem jammernden Weibe zu — sieh, wir können es doch leichter tragen, als zehn andere; durch Sparsamkeit läßt sich vieles hereinbringen, und Gott wird auch helfen!“

Es starben ihm Verwandte und Freunde, die er herzlich lieb hatte. Er empfand an ihrem Grabe wohl, wie wehe es thue, sich trennen zu müssen. Aber sein sanftes Gemüth ertrug auch diesen Schmerz mit Gelassenheit. Es war ihm da so halb zwischen Thränen und Freude, wie wenn man nach einem angenehmen Besuche von lieben Leuten reiset. Man empfindet Wehmuth, sieht noch hundertmal um nach den Verlassenen, als müsse man noch einmal zurück, und geht endlich, und denkt getröstet: Wir sehen uns ja doch wieder?

Es starben ihm Kinder. Ach! er konnte ihrer nicht vergessen. Er dachte auf jedem Plätzchen an sie, wo er sie sonst an seiner Seite hatte. Sie sprangen vor ihm in dem Hofe, sie banden mit ihm Garben, sie saßen mit ihm am Tische. Und wenn ihn eine stille Wehmuth um dieselben anwandelte, so sprach er: „Kinder! ihr seyd mir ja nicht verschwunden, nur wohl aufgehoben an einem andern Orte, wohin ich auch bald komme!“

Auch sein Weib ging ihm um mehrere Jahre voran. Er weinte ihr wohl bittere Thränen der Liebe nach, aber schrie, heulte nicht, wie der un-

gestümme Schmerz, der mit der Vorsicht hadern möchte. Nein; es war wehmüthig stille im Hause, wie wenn etwa ein lieber Mensch müde geworden ist und schläft, den man nicht stören will. „Kinder! — sprach er, indem er sie zum Sarge hinführte — Kinder! die Hand Gottes hat es gethan; wir finden sie doch wieder."

Nachdem die Mutter begraben war, versammelte Michl eines Tages alle seine Kinder, und sprach: „Meine Lieben! wir haben nun auch den Schatz unsers Hauses, die unvergeßliche Mutter verloren. Sie ist nun drüben bey eueren andern Brüdern und Schwestern. Und mit mir, Kinder! wird's auch nicht lange mehr dauern. Ihr sehet, ich bin alt, und die Füße wollen mich nimmer tragen, laßt euch dieß nicht schwer fallen. Gott wird euer Vater seyn, wenn ich nicht mehr bin."

Sehet Kinder! ich möchte euch gerne recht gut und glücklich wissen. Darum vergesset der Lehren nie, die euch euer Vater so oft an das Herz legte:

„Traut vor allem auf Gott; wer auf Ihn traut, den läßt er nicht zu Grunde gehen."

Wandelt vor Gottes Angesicht; Er ist aller Orten der Zeuge eurer Handlungen."

„Seyd treu und ehrlich, eine treue Hand geht durch's ganze Land."

„Ich werde euch wenig Vermögen zurücklassen können, dieß wisset ihr; aber denket, an jedem Pfenninge hängt ein Schweißtropfen von mir."

„Darum nützet ihn zum Guten, und werdet keine Verschwender; hütet euch aber auch vor Hartherzigkeit; denket: Hunger und Kälte thun wehe, und der Arme ist auch euer Bruder."

Ihr wisset auch, daß ich in meinem ganzen Leben munter und froh war. Ich zähle nun 75 Jahre, und könnte mich keines Tages erinnern den ich in Mißmuth zugebracht hätte. Sehet, Kinder, so froh und munter möchte ich euch auch wissen. Darum merket euch dieses noch.

Wenn trübe Stunden kommen, (und diese werden nicht ausbleiben) so denket:

„Ueber ein Jahr geht's besser."

Wenn ihr gerade einen recht willkommenen Augenblick habt, daß ihr vor Freude alles über und über springen möchtet, so werdet nicht übermüthig und denket:

„Morgen ist's nimmer so."

Läßt's euch Gott wohl gehen, und suchet euch mit Segen heim, so

„Prahlet nicht damit."

Denn Prahlen macht Neid, und Neid bringt Leid.

„Versprechet nie mehr, als ihr hal-

ten könnet, und nehmt euch um keine Sache an, für die eure Schultern zu schwach sind."

Sonst warten Schand und Reue auf euch, und die thun recht wehe, Kinder! Und damit ihr an Freuden nie leer ausgehet, so

„Nehmet Theil an dem Schicksale eures Nächsten, wie an dem eürigen selber!"

Dieß, Kinder, habe ich allezeit gethan. Ich war froh mit allen Fröhlichen, reich mit allen Reichen, und glücklich mit allen glücklichen Nachbarn. Ging's mir nicht am besten, so hatte ich doch Freude an dem Guten, was meine Nachbarn genossen, und so gehörte die ganze Welt mein. Endlich, Kinder,

„Fürchtet den Tod nicht."

Wenn ihr Gott fürchtet, so darf euch auch der Tod nichts weniger als furchtbar seyn. Dann ist er euch ein freundlicher Engel, der euch erst zur vollen Freude hinüberführt, die wir hienieden nur ein wenig kosten können. Glaubt es mir und denkt oft daran:

„Auf Erden ist's schön, aber dort ist's noch schöner."

Folget mir, Kinder! und ehret die Lehren eures wohlmeinenden Vaters: dann werdet ihr mir in eurem Glücke gewiß noch danken in's Grab hinein. — Den Kindern war bey dieser Anrede so wehe und wohl, daß ihnen Thränen der Freude

und Wehmuth über die Wangen flossen. Noch bathen sie den Vater um seinen Segen, und giengen, — in sich gekehrt — auseinander. Nun lebte Michl noch 6 Jahre so froh und heiter, wie ein Jüngling in seiner Blüthe. Nach 6 Jahren starb er — der Freund und Rathgeber der ganzen Gemeinde. Alles drängte sich zur Leiche des fröhlichen Michls herbei. Er lag da, wie wenn er lächelte, und allen zurufen wollte: „Nun bin ich erst die lautere Freude!" Sein Leichenzug war zahlreich und feierlich, und kein Auge sah in sein Grab hinein, dem nicht eine Thräne entfallen wäre.

V.

Von Leiden zu Freuden.

Martin war ein angesehener Bürger in einem Städtchen Deutschlands.

Er ward von Jugend auf in dem Hause seiner Eltern erzogen, zärtlich versorgt, und durfte nie etwas widriges erfahren; denn er war der einzige Sohn des Hauses, welchen die Eltern wie ihren Augapfel bewahrten.

Sein Vater war gestorben, ehe Martin das zwölfte Jahr erreicht hatte, und in seinem zwanzigsten Jahre übergab ihm die Mutter das väterliche Haus.

Er heirathete eine Bürgerstochter aus dem Städtchen, welche alle schönen Eigenschaften besaß, um ihn zum glücklichen Manne zu machen. Zwey Jahre hauseten diese drey Leutchen in häuslicher Stille voll Liebe und Frieden, und es war in Martins Hause so gut seyn, als wenn der Himmel darin eingekehrt hätte.

Nach zwey Jahren ward Martins Frau Mutter, und starb sammt dem Kinde. Acht Tage darnach starb auch die geliebte alte Mutter.

Tief verwundete dieser dreyfache Todesfall das Herz des jungen Mannes; denn er hatte noch nie gelitten, und nun traf ihn ein so schweres Leiden.

Er schrie, heulte, und die ganze Nachbarschaft war nicht im Stande, ihn zu trösten. „Ich bin der unglücklichste Mensch, jammerte er, ich kann nimmermehr leben!" und man hatte genug zu thun, dem Ausbruche des Wahnsinnes zu wehren.

In diesem kläglichen Zustande lebte er mehrere Wochen dahin, und der Schmerz hatte noch nicht sonderlich nachgelassen.

Da kam einmal ein alter Mann vor sein Haus, der einen hölzernen Fuß hatte, und an einer Krücke elend daherhinkte. Mit einer abgezehrten, aber recht freundlich = milden Miene sprach er bey Martius Thüre um ein Almosen zu.

Auch ein Unglücklicher! — dachte Martin — und so heiteren Aussehens! Mit dem will ich reden; Unglückliche gehören zusammen.

„Komm herein, lieber Alter, sagte er, und setze dich."

Der Alte. Ihr seyd zu gütig. Ich bin ja nur ein Bettler, und daher solche Liebe nicht gewohnt.

Martin. Glückliche Menschen wissen freylich nicht, wie es dem Elenden ums Herz ist. Nun bist du aber gerade zur rechten Thüre gekommen; denn sieh, ich bin vielleicht bedauernswürdiger als du mit deinem Stelzfuße, und mit deiner Krücke; ich weiß, was es heißt, unglück=

lich zu seyn. Darum kann ich auch Mitleiden mit dir haben, wie vielleicht keiner im Städtchen.

Der Alte. Ihr unglücklich?

Martin. Ja, unglücklich, recht unglücklich bin ich, lieber Mann! Sieh, ich hatte eine liebenswürdige Mutter, und zwey Jahre ein treues Weib, das mir auch schon ein Söhnlein gebohren hatte.

Ich hing mit ganzer Seele an ihnen, und war ein so glücklicher Mann. Aber ach! vor zwey Monaten entriß mir der Tod in acht Tagen Mutter, Weib und Kind, und jetzt — bin ich da — allein und verlassen von meinen Liebsten. Und nun sprich, bin ich nicht der unglücklichste, und ist es ein Wunder, wenn ich mich nimmermehr trösten kann?

Der Alte. Ihr seyd freylich zu bedauern. Aber — du lieber Gott! wenn ich anfangen würde von meinen Schicksalen zu erzählen, ihr würdet mich noch vielmehr bedauern, und sagen müssen: „du bist noch viel elender, alter Bettler!“

Meine Krücke da, mein Holzfuß, und der Bettelstab dazu; dieß ist noch lange nicht mein ganzes Elend.

Martin. So erzähle, ich bitte dich. Vielleicht bist du der Engel, der mir Stärkung bringen soll.

Der Alte. So höret denn!

Ich hatte, gleich dir, ein liebes Weib, drey Kinder, und ein Häuslein zu Plunding, einem

Dorfe bei Perlsburg. Da ich gerade mein schönstes Mannesalter lebte, kam Krieg in das Land. Ich mußte, sammt meinen zwey Söhnen, Soldat werden, und mein Weib und meine einzige Tochter verlassen. Es war eine schmerzliche Stunde, da wir von einander schieden. Wir zogen dann lange in Ländern umher, ohne zu wissen, wie es den Unsrigen daheim gehen möchte. Endlich kam der schreckliche Augenblick, da wir hören mußten, Plunding sey von den Feinden geplündert und in Brand gesteckt worden; meine Tochter habe in den Flammen ihr Grab gefunden, und die Mutter — bey der Plünderung grausam mißhandelt — sey bald nachher gestorben. Denket euch den Schmerz, mitten unter den Schrecken des Krieges solch eine Trauerpost vernehmen zu müssen. „Ich habe doch noch zwey Söhne, dachte ich, die mir einst in meinem Alter beyspringen werden," — und tröstete mich in Gottes Namen. — Allein es kam bald noch ärger. In einer Schlacht ward mir eine Kugel durch das Bein geschossen. Man brachte mich in das nächstgelegene Lazareth, wo ich so lange blieb, bis ich an einer Krücke forthinken konnte, und endlich nach langer Zeit in unserm abgebrannten Dorfe ankam. Da sah ich nun mit eigenen Augen, und mein Schmerz ward nur verdoppelt.

Ach, mein trautes Weib! meine Herzenstochter! jammerte ich bei dem Schutte meines Häuschens; aber ich konnte sie nimmer zum Leben jam-

mern. Da stand ich denn mit einer Krücke unter dem Arme, wußte nicht, wo aus, wo an, und konnte nichts anders thun, als den Bettelstab ergreifen. Die Hoffnung auf meine Söhne ist nun auch längst verschwunden; denn mehr als zwölf Jahre hörte ich kein Wort mehr von ihnen. Gott weiß, ob sie noch leben, oder wo sie in der Welt umher ziehen. — Und nun, sagt mir: bin ich nicht unglücklicher, als ihr?

Martin. (voll Mitleiden.) Ach! du bist ja freylich noch viel unglücklicher, als ich. Und bey dem Allen kannst du doch so ruhig seyn.

Der Alte. Gottlob! ruhig bin ich immer. Anfangs freylich konnte ich mein Elend nicht so leicht ertragen; aber es wurde dadurch nur noch größer. Denn höret nur: Einmal war ich denn so in meinen Gedanken vertieft, dachte zurück an die glücklichen Tage, da ich so flink und frey meine Wege gehen konnte, und da wurde mir die Krücke doppelt schwer. Ich verfiel in eine Kleinmuth, die beynahe an volle Trostlosigkeit gränzte. Ich wußte kaum recht, wie mir in jenem Augenblicke war.

„Ey, dachte ich, sollte ich denn nicht mehr ohne Krücke gehen können!“ — warf sie weg, und versuchte es und that mir Gewalt an zu gehen; — ach! da lag ich zu Boden, und brach mir den lahmen Fuß auch noch ab. Da schlug ich mich freylich vor die Stirne, und konnte nichts als weinen über meinen Muthwillen. Ich versuchte es, aufzustehen, aber ich fiel nur mit neuen Schmer-

zen nieder. Lange mußte ich so da liegen, bis endlich ein Wanderer kam, und mich in ein nahe gelegenes Dorf trug. Nach vielen Versuchen, das Bein zu heilen, mußte es mir der Arzt abnehmen, und da muß ich nun jetzt auch noch mit diesem Schlepphölze in der Welt herum kläppern, und meine Ungeduld doppelt büßen.

Martin. Armer Mann! — O, ich war auch schon oft so kleinmüthig, daß ich mir den Kopf an die Wand hätte stoßen mögen.

Der Alte. Was würde dir das nützen? Du könntest dein Leiden dann doch nicht durch die Wand stoßen, und hättest den blutigen Kopf noch obendrein. „Den Stein, den man nicht heben kann, muß man liegen lassen, und die Last, die sich nicht wegwerfen läßt, muß man tragen.“ Die Ungeduld macht das Uebel immer zweymal übel: dieß habe ich leider! nur zu sehr erfahren. Leidet man aber mit Geduld, sieh, so wird aus der größten Leidensbürde ein leichtes Bürdlein, das man wohl tragen kann.

Martin. Du magst wohl recht haben, dieß kann ich begreifen. Aber es ist doch recht schwer, bey großen Leiden diese Faßung zu behalten.

Der Alte. Es ist nichts so schwer, das sich nicht lernen ließe. Was man übt, das geht nach und nach immer leichter. Das Kind lernet das Gehen durch Gehen, und Leiden kann nur durch Leiden gelernt werden.

Martin. Wie kann man denn aber leiden lernen?

Der Alte. Ich will nun erzählen, wie ich es gelernt habe; für euch wird's um so leichter seyn.

„Auf der dürresten Haide wachsen doch Veilchen; mitten aus der Dornhecke sprossen noch Rosen hervor: und kein Mensch ist so elend, daß er nicht doch noch Gutes genösse" — las ich oft in meinem Hausbüchlein. Und wenn ich mein Schicksal so recht schwer empfand, da fiel es mir bey: Ey ich habe doch noch viel Gutes bey all dem Uebel, was mich drückt. Ich genieße doch die Freude eines guten Gewissens, habe die ganze Welt nicht zu scheuen, und darf vor dem Tode nicht zittern: ich bin also noch lange nicht ganz unglücklich.

Und ihr genießt ja des Guten noch viel mehr, seyd gesund und kräftig, wisset von keiner Noth, und könnt auch noch anderen mittheilen.

Murret also nicht wider Gott, und traget in seinem Namen das Leiden, das er euch auflegte.

Wer das Gute, was er genießt, stets vor Augen hat, und von dem Uebel, das er leidet, so viel möglich, wegsieht, der kann leiden."

Martin. Der kann leiden!! schön sind deine Reden, und du sprichst zu meinem Herzen, wie einer aus besseren Welten. Hast du noch ein Wort des Trostes, so theil es mit dem, der des Trostes so bedürftig ist.

Der Alte. Auch die Betrachtung der menschlichen Schicksale erleichterte mir nicht selten mein Unglück. Auf meinen vielerley Wegen durch's Land traf ich ja unzählige an, die noch ein schwereres Kreuz mit sich herumschleppen, als das meinige ist.

Ich hatte einst eine recht traurige Stunde. Da eilte ich der Kirche zu, klagte Gott unter Thränen meine Noth, und bethete recht dringend um Erleichterung. Sehet, da trug man einen Menschen herein, der keine Füße hatte. „Gott, wie dank ich dir — sprach ich — daß ich doch einen Fuß habe, und an meiner Krücke forthinken kann" nnd die Thränen waren abgetrocknet. O! ich kam in manches Haus, wo ich des Elends so viel fand, daß ich Gott noch danken mußte für meinen Theil, und dann wieder neugestärkt fortbettelte.

Martin. Ach! des endlosen Jammers auf Erden! wahrlich die Welt ist ein Jammerthal.

Der Alte. Ja, es giebt der Leiden unzählige; aber glaubet mir, gäbe es keine Leiden, es wäre des Jammers viel mehr.

Denn die meisten Menschen, die in dem Wohlleben der Welt ihren Gott verloren haben, würden ihn wohl nimmermehr finden, wenn sie nicht von Leiden heimgesucht würden. Wenn aber Gott dem Versunkenen einen Schlag versetzt, da hebt er den Kopf in die Höhe, und denkt: wer hat mich geschlagen? und wird getrieben, den verlornen Gott wieder zu suchen.

Hättet ihr immerhin in Glück und Freuden fortgehauset: ihr wäret vielleicht übermüthig geworden, hättet nur auf euer Liebstes gebaut, und Gottes vergessen.

Nun aber hat euch Gott das Liebste entrissen, und euch augenscheinlich zu erkennen gegeben, daß eher alles vergeht auf Erden, als Gott lieben und fürchten, daß alles zusammen fällt, ausser was auf ihn gebaut ist.

Gott winkt uns durch jedes Leiden sichtbar, daß wir nur dann fest stehen, wenn wir uns an ihm einhalten.

Dieß hat mich in meinen Nöthen getröstet, und soll auch euch trösten.

Martin. Lieber Mann! wie wohl machst du meinem Herzen!

Der Alte. Ja, die Leiden werden an jedem guten Menschen zu Freuden, wenn wir sie nur recht anschauen. Sie kommen von Gott und führen zu Ihm.

Die schwarze Wetterwolke bleibt zwar immer schwarz; aber wenn sie nicht herabfällt auf die dürren Felder, so haben wir keine reiche Aerndte zu hoffen. So bleibt auch der Schmerz immer Schmerz, und das Leiden immer Leiden; aber wenn nicht Leiden das Herz des Menschen treffen, so kömmt es nicht zu Gott, und wird nicht gut.

Und zuletzt ist dieses noch das allertröstlichste: „Gott führt uns von Leiden zu Freuden."

Martin. Wie mir jetzt ist, so fühle ich

mich, wie mit Gewalt, gestärkt, zu leiden, wie du. Was dich ruhig gemacht hat, das soll auch mir Ruhe schaffen.

Ich genieße noch viel Gutes; dieß will ich dankbar aus der Hand Gottes nehmen, und den Theil Bitterkeit dazu.

Ungeduld verdoppelt den Schmerz nur: ich will ihn also durch Geduld lindern.

Und Gott will mich durch Leiden zu sich bringen, will mich ganz gut machen, und von Leiden zu Freuden führen: ich will also seiner Handleitung folgen.

Wenn ich so denke und handle, glaubst du, ich werde dann auch so heiter seyn können, wie du bist?

Alter. Ich glaube es nicht nur, ich bin gewiß, daß ihr dann nimmermehr klagen, sondern stets ruhig seyn werdet.

Aber mein Lieber! wenn ihr schon jetzt in dem Augenblicke der Empfindung die besten Vorsätze machet, ihr müsset denken: wir sind Menschen, und nach der Empfindung brechen die tausend Vorsätze bald wieder. Und es kommen Stunden, wo wir das Gute, das wir genießen, und das Uebel, was andere leiden, nicht immer sehen, wo wir die Güte Gottes in unsern und fremden Leiden nicht immer zu Herzen nehmen, wo wir also gar leicht wieder in die alte Trostlosigkeit zurückfallen können. Sehet, da brau=

chen wir denn noch etwas, das uns neuen Muth zum Leiden giebt.

Martin. Nun — so sag mir auch dieses Etwas noch, damit mir ganz geholfen werde.

Alter. Dieses Etwas, ohne welches alles andere nichts gilt, ist das Gebeth, der vertraute Umgang mit Gott.

Wenn uns nämlich die Kraft zum Dulden ausgeht, so sollen wir uns schnell aufwärts schwingen, und im Gebethe bey Gott neue Kraft suchen, und wir werden sie finden, und je kindlicher wir sie suchen, desto überfließender wird sie uns entgegen kommen. Und bey diesem Gebethe dürfen wir eines nicht vergessen, nämlich: das Beyspiel unsers Erlösers soll uns wie lebendig vor den Augen schweben. Sein ganzes Leben von der Krippe an bis zum Grabe war ja nichts anders als Leiden, und bey allen Leiden stille Ergebenheit in den Willen seines Vaters: „Vater! dein Wille geschehe.“ Und wenn wir nicht leiden wie Er, so werden wir mit ihm auch nicht in die Herrlichkeit eingehen. Bethen, und an den leidenden Heiland denken; dieß hat mir noch immer jede Versuchung zur Ungeduld überwinden geholfen, und wird auch euch helfen.

Martin. Lieber Mann! ich will es nicht vergessen; so will ich dann auch bethen, und an den leidenden Heiland denken, wenn Stunden der Kleinmuth kommen.

Ich kann dir den Trost, den du meinem be-

trübten Herzen brachtest, nicht anders vergelten, als dadurch: Bist du des Herumwanderns müde, so bleib bey mir dein Lebenlang, ich will dich verpflegen, wie meinen Vater.

Der alte Ehrlich (so hieß der Greis) war vor Freude wie ausser sich. Nur mit stummen Thränen des Dankes konnte er den wohlthätigen Antrag annehmen.

Er blieb nun bey Martin und erhielt ihn durch seine Zusprüche immer getrost und ruhig.

Der gute Ehrlich ward auch in Martins Hause wirklich wie dessen Vater gehalten, und hatte wohl nie sorgenfreyere Stunden gelebt, als eben jetzt.

Martin und Ehrlich theilten alle Freuden, und trugen alle Leiden brüderlich miteinander, und so verstrich ein volles Jahr in guter Zufriedenheit.

Indeß hatte sich Martin ein anderes Weib gesucht, die ihn nicht weniger glücklich machte als die vorige, und die den alten Ehrlich wie eine zärtliche Tochter liebte. Nicht ein Jahr verging, so war Martin auch schon wieder Vater eines lieben Knäbleins.

Mit dem Herzenskinde hatte der alte Vater (anders ward Ehrlich nimmer genannt) dann bald manche Unterhaltung. Bald hatte er es in seinem Schoose, und spielte ihm allerley vor, bald schaukelte er es in die Höhe, bald nahm er es auf seinen Arm, hinkte mit ihm an's Fenster, pickte an das Glas, und der Kleine gewann ihn so lieb, daß er nach Niemanden sein Köpfchen so hurtig drehte, als

nach dem alten Ehrlich. Wenn er das liebe Kind so innig herzte, war er in seiner höchsten Freude; aber in die Freude mischte sich gewöhnlich die Wehmuth, und da kugelten ihm die Thränen herab: „O ihr seligen Augenblicke! — sagte er dann zu sich selber, wo ich meinen Joseph und meinen Karl so auf den Armen hatte!! o ihr seyd längst verschwunden! O du mein Gott! die Freude wenn ich noch erlebte, meine Söhne zu sehen, wie gerne wollte ich sterben! aber nein! nein! ich will mich nicht täuschen mit eiteln Hoffnungen, will nicht jammern; hat mir ja Gott wider Hoffen der Freuden so viele zugesendet. Dort drüben finde ich euch doch wieder!"

Der Knabe wuchs zusehends, und es wurde täglich freundlicher in Martins Hause.

Da dachten sie denn oft, wenn sie unter traulichen Gesprächen so beysammen saßen, über die Wege der Vorsehung nach, und dann sagte der alte Ehrlich immer: Da sehen wir's doch, Martin, wie wahr es ist: Gott führt von Leiden zu Freuden."

Eben waren sie eines Abends so um den Tisch herum, und das Söhnlein in ihrer Mitte, als ein Wagen eilig daher rollte, und bald darnach hastigen Schrittes ein junger Mann in die Stube trat, und mit den Worten: „Vater! mein Vater!" auf Ehrlich zusprang.

„Das ist die Stimme meines Josephs, Joseph! mein Joseph!" — konnte der alte Ehrlich noch stammeln, und sank in den Armen seines Sohnes wie sinnlos um.

Als er sich endlich wieder von dem Taumel der Freude erholt hatte, und die Augen aufschlug, da hob er die Hände gegen Himmel, und sprach mit halben Worten: „O du mein Gott, die Freude ertrag' ich alter Mann nicht; komm an mein Herz, und laß dich umarmen, mein Herzens-Sohn! — Martin! Martin! ich habe meinen Joseph wieder! danket mit mir! o — die Freude — Gott! wie hab ich sie verdient?"

Nach tausend süßen Umarmungen fing endlich der entzückte Vater Ehrlich an zu fragen: und nun mein Sohn! erzähle, wie kömmst du in meine Arme? wo hast du doch deinen Bruder gelassen?

Sohn Ehrlich. Mein Bruder lebt schon 10 Jahre nicht mehr; er fiel in der Schlacht bey Krundingen.

Vater Ehrlich. Ach! Gott habe ihn selig — den lieben guten Karl! doch, weil ich nur dich, mein Joseph! noch einmal sehe. Erzähle, erzähle.

Sohn Ehrlich. Bald darnach, als euch das Bein verwundet ward, und ihr von uns — wir wußten nicht wohin — entfernet waret, wurde ich Feldwäbel. In dem Treffen bei Helmskirch hatte ich das Glück, mit meinen Leuten zwey Generäle aus den Händen der Feinde zu retten. Sogleich erhielt ich zur Belohnung eine Hauptmannsstelle. Als Hauptmann gelang es mir denn auch noch, in der letzten Schlacht bey

Forstheim einige hunderte vom feindlichen Heere mit wenigen Kompagnien gefangen zu nehmen. Der König erhielt Nachricht von meiner glücklichen Tapferkeit, und machte mich zum Oberst.

Vater Ehrlich. Mein Sohn Oberst! Joseph — du Oberst! o Freude über Freude!

Oberst Ehrlich. Ja, und nachdem es Friede war, lag mir nichts so sehr am Herzen, als ihr, lieber Vater! Ach! wo wird er zu finden seyn? lebt er wohl noch? und wie wird es ihm gehen? Dieß waren meine Gedanken Tag und Nacht, die mich nicht ruhen ließen. Ich schrieb aller Orten hin, allererst in unsere Heimath, aber ich konnte euch nirgends erfragen. Endlich machte ich mich selber auf, euch zu suchen. Ich reiste gerade auf Plunding zu. Da konnte man mir nicht mehr sagen, als daß ihr vor mehreren Jahren mit einem hölzernen Fuße in der Nachbarschaft herumgegangen wäret. Ich fragte nun überall nach dem alten Ehrlich mit dem hölzernen Fuße, und da sagte man mir endlich, hier im Städtchen halte sich ein solcher auf, ob's nicht der wäre? Ich fuhr freudig hieher, erkundigte mich im nächsten Wirthshause, und die Beschreibung ließ mich nichts anderes hoffen, als euch gefunden zu haben, und ich habe gefunden, und bin nun in eueren Armen.

Vater Ehrlich. Mein Gott! mein Gott! Dank — Dank — und Preis dir für die Gnade, mit der du mich alten Vater noch heimsuchest.

Oberst Ehrlich. Ja Dank und Lob Ihm, daß er mich meinen lieben Vater noch finden ließ. Und nun, lieber Vater! bin ich da, euch mit mir zu nehmen, und zu vergelten alles, was ihr an mir gethan habt. Es ist Friede, und mein Einkommen groß genug, um euch euer Alter süße zu machen. —

Die Freude, die Martin und sein Weib bey diesem überraschenden Auftritte empfanden, kann sich jeder vorstellen. Aus dieser Freude entstand aber bald ein edler Kampf zwischen dem Oberst Ehrlich und Martin, dem es schmerzlich fiel, seinen alten Freund aus dem Hause zu lassen.

Doch die Kindesliebe siegte, und nach acht Tagen schickten sich Vater und Sohn zur Abreise an.

Die Danksagungen, die Umarmungen, und die Thränen, die bey ihrer Abreise wechselsweise flossen, brauche ich nicht zu erzählen.

Lange konnte sich Vater Ehrlich aus den Armen Martins nicht losreissen; fest hielt er ihn noch bey der Hand, ehe er einstieg, nahm sich endlich mit Gewalt einen Schwung, und weinend rief er ihm noch nach: „Lebt wohl, Martin! Gott führet von Leiden zu Freuden.“

VI.

Das Vatergebot.

Es war einmal ein großer mächtiger Herr, welcher viele Kinder hatte.

Diesen übergab er eine große Stadt, wies darin einem jeden seine Wohnung an, und schenkte ihnen Auskommen dazu, so viel der Vater für gut hielt, dem einen mehr, dem andern weniger.

„Kinder! sprach der Vater, ehe er die Stadt und die neuen Bürger verließ, ein einziges Gebot hinterlasse ich euch: Liebet einander! und wenn ihr dieses Gebot haltet, dann sollet ihr einmal Wunder sehen; denn wisset, ich habe in einem andern Lande eine noch viel größere Stadt. Ich werde dann einmal kommen, und euch dahin abholen."

„Solltet ihr aber ungehorsam seyn, so werdet ihr die schönere Stadt nicht sehen, sondern an einem Tage alle zu Grunde gehen."

Nun ging der Vater, und die Kinder nahmen Besitz von ihren Wohnungen.

Da gab es denn einige, die den Vater, und aus Liebe zum Vater auch ihre Brüder lieb hatten.

„Der Vater ist so gut mit uns, hat uns so väterlich versorgt; es wäre undankbar, wenn wir ihm nicht gehorchen wollten“ — sprachen sie, und behielten das Vatergebot immer vor Augen, und in ihrem Herzen.

Sie ließen den keine Noth leiden, dem weniger zugeworfen ward, sondern brüderlich theilten sie ihm von ihrem Ueberfluße mit.

Kam einer weinend vor ihre Thüre, so hatten sie inniges Mitleiden, trösteten ihn, und leisteten ihm auch Hülfe, so viel es in ihren Kräften lag.

Ward einer elend, so nahmen sie ihn in ihr Haus auf, pflegten seiner, und erquickten ihn durch treue Bruderliebe.

Wie Bruder und Schwestern trugen sie alle Lasten, und theilten alle Freuden miteinander.

Unter diesen Kindern war auch immerhin Freude und Segen.

Es gab aber mehrere, denen das Gebot des Vaters nicht so sehr am Herzen lag.

Einige von ihnen sprachen und schrieen wohl vieles von Bruderliebe, ja sie hatten an ihrem Hause eine Marmorplatte eingemauert, worauf das Vatergebot in Frakturschrift zu lesen war. Aber damit sie ihrem ärmeren Bruder die Thüre nicht aufschließen durften, versperrten sie sich in die innerste Kammer. Wenn dann die Wittwen und Waisen um Hülfe weinten, zählten sie ihre

Schätze, um mit dem Geklingel vor dem Klagegeheule sich die Ohren zu verstopfen.

„Ey, sprachen andere, es ist mit dem Gebote des Vaters nicht so strenge gemeint. Er ist ein guter Vater, und will, daß sich seine Kinder freuen".

Sie schlugen daher Gezelte auf, assen und tranken, sangen, spielten und tobten, so lange sie Behagen daran fanden. Und wenn sie auf dem Wege ein dürftiger Nachbar um Hülfe ansprach, so hieß es: „Wir haben für uns zu sorgen; möge dir Gott helfen!"

Wieder andere hielten den Kopf über alle empor, und wenn sie durch die Stadt gingen, schämten sie sich ihrer ärmeren Mitbürger; denn an der Brust hatten sie ein goldenes Schildchen ausgehängt, worauf zu lesen war: „Wir haben nirgends unsers gleichen.

Einigen von denen, die weniger empfangen hatten, und keinen Mangel leiden mochten, war der Ueberfluß ihrer reichern Brüder ein Dorn im Auge.

„Ey, dachten sie, wir sind alle Kinder des nämlichen Vaters; was einem Kinde gehört, das gehört auch dem andern: warum sollen gerade wir darben?" — und gingen her, brachen in die Häuser der Reichen, und plünderten ihre Schätze.

Unter diesen Kindern war denn auch beständig Unfrieden, Plage und Fluch.

Da kam endlich einmal der Vater, wie er es versprochen hatte. Seine Begleiter mußten die guten und bösen Kinder von einander sondern, und in zwey Haufen stellen, die guten zur Rechten, die bösen aber zur Linken des Vaters.

Jene zur Rechten rief der Vater zu sich, nahm sie in seinen Triumphwagen, und führte sie mit großer Majestät in die schöne Stadt, welche er ihnen verheißen hatte.

Die zur Linken aber mußten zurückbleiben.

Als diese nun ihren besseren Mitbürgern in ihrer Herrlichkeit nachschauten, da winkte der Vater, und sieh! die Erde that sich auf, und verschlang die bösen Kinder.

VII.

So lernt man bethen.

Mit einem Gewinne von mehreren Hunderten ging Christian Müller, ein Getreidehändler, nach Hause, und sann auf dem Wege in tausend Gedanken dahin.

„Armer Christian! — dachte er — du bist nun so reich, hast Ueberfluß, wo du hinschauest, und doch keine Ruhe! wozu doch dein Geld, wenn du Tag und Nacht in Kummer dahin leben mußt?"

Er überschaute die zerstreuten Hütten auf dem Wege. „O wie manchem armen Manne unter diesen Strohdächern ist wohl besser um's Herz, als mir in meinem schönen großen Hause!" sprach er, setzte sich auf einen Stein nieder, und kam in Gedanken immer tiefer hinein. „Und woher kömmt es denn wohl, daß ich so ganz ohne Freude bin, sprach er endlich zu sich selber. — Wäre ich vom gewöhnlichen Mittelstande, und müßte von einem Tage auf den andern der Noth wehren, so könnte mir ja auch nicht wohl seyn. Und jetzt, da ich reich bin, kann ich auch keine Ruhe finden!

Du lieber Gott, wie schwer wird's doch dem armen Menschen, in deiner Welt getrost zu leben!,,

Unruhig stand er wieder auf, und, in den alten Gedanken vertieft, setzte er seinen Weg weiter.

Die Nacht war angebrochen, als er vor der Stadt ankam, in der er zu Hause war.

Bey dem ersten Häuschen, an dem er vorbey ging, blieb er stehen.

Es war die Wohnung eines zufriedenen Alten, Hans Wolmuth mit Namen, der bey seinem kärglichen Auskommen immer frohen Muthes war. Ein düster beleuchtetes Fensterchen nahm sich vor dem ganzen Hause aus. Müller sah hinein, und erblickte den ehrwürdigen Greisen — in tiefem Gebethe und vor ihm eine Lampe auf dem Tische.

Innige Seelenruhe leuchtete aus dem Gesichte des Alten, und eine höhere Freude war an der Gebärde des stillen Bethers sichtbar. Heiliger Schauer überfiel Müllern bey diesem Anblicke; mit Gewalt angetrieben, trat er in die Stube. Erschrocken fuhr Wolmuth auf; denn der rechte Bether will ungesehen bethen, und jeder unvermuthete Zeuge seiner stillen Andacht macht ihn verlegen, wie einen frommen Menschen, der gerade bey einer guten That überrascht wird.

„Verzeih mir, Nachbar Wolmuth! daß ich dich störe in deinem heiligen Geschäfte!"

Wolmuth. Ey! Herr Müller! seyd mir willkommen. Ihr störet mich eben nicht. Ich verrichte mein tägliches Nachtgebeth.

Müller. Und so heiter! so freudig!

Wolmuth. Wie sollte ich denn da nicht freudig seyn? gerade dieß ist ja alle Abende mein bester Trost, mit dem ich mich ruhig niederlege. Und wenn mich den ganzen Tag hindurch was immer trübe oder mißmüthig macht, so bethe ich, und dann wird mir allemal wieder so wohl und so leicht, daß ich mich freuen kann. Und mein Vater — Gott habe ihn selig — sagte nicht einmal zu mir: „Johann, habe Gott vor Augen, und bethe gerne, so wirst du nie anders als getrost leben können.

Müller. Und eben war ich heute den ganzen Tag im Streite mit mir selber, wie doch der Mensch getrost leben könnte? Ich bin reich, dachte ich, und finde keine Ruhe. Die Armen haben auch keine Ruhe eben darum, weil sie arm sind, und — die vom Mittelstande haben zu sorgen genug, daß sie nicht arm werden. Woher soll nun wohl der Mensch ein getrostes Leben nehmen?

Wolmuth. Wohl nicht von Reichthum oder Armuth. Denn Reichthum oder Armuth allein sind es nicht, die den Menschen ruhig oder unruhig, glücklich oder unglücklich machen können. Wenn aber der Mensch immerhin mit Gott umgehen, und mit ihm, wie das Kind mit seinem

Vater, reden, das heißt, wenn der Mensch von ganzem Herzen bethen kann, dann — glaube ich — kann er auch immer getrost leben, er mag reich oder arm, vom hohen oder vom Mittelstande seyn.

Müller. Ach! dann darf ich freylich nicht lange fragen, warum ich so ohne Trost dahin leben muß; denn am Gebethe konnte ich noch nie so eine sonderliche Freude finden. Wenn ich mir auch schon oft vornahm, zu bethen, so kamen bald wieder hunderterley Zerstreuungen, die mich irre machten, und wieder auf andere Gedanken führten. Ey, so sag mir doch, wie machest du es denn, daß du bethen kannst?

Wolmuth. Ich will es euch erklären, so gut ich's kann und verstehe.

Sehet, wenn ich bethen will, so durchgehe ich in Kürze mein ganzes Leben und treffe denn auf allen meinen Wegen Gottes unendliche Vatergüte an.

Daß er mich nicht wild aufwachsen, sondern von guten Eltern erzogen werden ließ, daß er mir immerhin Kleidung und Unterhalt schickte; daß er mich nicht unter verkehrte Menschen gerathen ließ, die mich, wie so viele hundert andere, unglücklich gemacht hätten, daran denke ich, und da fühle ich mich ja allemal gedrungen, vor ihm — dem besten Vater — niederzufallen, ihn anzubethen, und ihm zu danken.

Müller. O wie viel hätte auch ich Gott zu danken.

Wolmuth. Und dann fällt mir ein, mit welchem Undanke ich von dem lieben Gott alle diese Wohlthaten genossen habe, wie ich doch so böse seyn, und mit so vielerley Vergehen wider ihn sündigen konnte! und er hat doch wieder seine Sonne über mein Haus aufgehen lassen, wie über die Häuser der Frommen, und regnen in meinem Garten, wie in den Gärten der Gerechten. Er blieb nach allen Vergehungen doch mein Vater, und vergab mir alles wieder. Da wird denn mein Dank allemal noch herzlicher, und mein Gebeth noch inniger.

Müller. Ja wahrlich, die Güte Gottes ist unbegränzt.

Wolmuth. Und wenn ich denn erst über das mancherley Elend nachdenke, was in der Welt ist, und ich nicht leiden darf, dann weiß ich nicht genug zu danken.

Da stelle ich mir vor, die vielen Krummen, Lahmen und Blinden, die an Krücken herumbetteln: und ich kann gehen, und darf nicht betteln!

Da sehe ich die Menge der Gedrückten, die nichts können, als weinen, und sich nicht zu helfen wissen, und ich darf nicht weinen, und nicht um Hülfe rufen.

Dabey fallen mir ein die verfolgten Unschuldigen, die vielleicht in Kerkern schmachten müssen, die kein Recht finden, und ihre Noth nur

Gott klagen können: und ich bin frey, und werde nicht verfolgt, und darf nicht klagen.

Da stehen vor meinen Augen die tausend und tausend Kranken, die Tage und Nächte durchseufzen, und durchleiden, um Schlaf schreien, und nicht schlafen können; und ich bin gesund, und kann sanft einschlafen.

Dann kann ich mich oft des Weinens nicht enthalten, und meine Hände zum Gebeth nicht hoch genug aufheben. Und dann fährt mir der Gedanke, wie ein Blitz, durch die Seele: „Sieh! in einem Augenblicke könnten auch dich alle die Leiden treffen, von denen du jetzt frey bist. Krankheit und Gesundheit, Glück und Unglück, Leid und Freude stehen ja so nahe neben einander, daß der Mensch keinen Tag sicher ist, ob er nicht das eine für das andere hingeben muß. Dieses dringt mich denn, daß ich den lieben Gott recht kindlich bitte, er möge seine Vaterhand nicht von mir abziehen, und es mit mir nach seinem Willen auf's beste machen.

Müller. Je nun aber, wenn dann wirklich recht schwere Leiden über dich kämen, wie würde dir's dann zu Muthe seyn?

Wolmuth. O! es gab wohl Zeiten, wo sie über mich kamen, lieber Müller! aber gerade da konnte ich am herzlichsten bethen, und ich glaube, jeder Mensch, der noch nie gebethet hat, wird in Zeiten der Noth anfangen, zu bethen. „Die Noth

ehrt bethen" — ist ja ein altes Sprichwort, und eben so wahr, als alt.

Gerade, wenn es mir übel ging, und ich nirgend Hülfe fand, da flehte ich recht inniglich zum Himmel, und ich ward wieder getrost, und es kam entweder Hülfe oder doch Linderung. Und sehet! so bleibt es immer wahr: „wer bethen kann, der kann auch allemal getrost leben."

Indessen wurde unbemerkt der Schein der Lampe immer schwächer, und schien zu erlöschen. Schnell griff Wolmuth nach der Oelflasche, goß Oel ein, und sprach: sehet, lieber Müller! mit dem getrosten Leben ist es gerade, wie mit dem Brennen der Lampe da. Sobald das Oel ausgeht, kann sie nimmer brennen, und je reineres Oel ich zuschütte, desto heller wird der Schein. Eben so wird auch ein Mensch, der nicht bethet, kein getrostes Leben haben, und je mehr und je kindlicher der Mensch bethet, desto mehr Trost wird bei ihm einkehren.

Müller. O, du bist wahrlich ein glücklicher Mann, und einem Herzen, wie das deinige ist, kann es freylich nie an Trost fehlen. Sag mir aber auch, kann wohl jedermann so bethen lernen, wie du es kannst?

Wolmuth. Daran zweifle ich wohl nicht, mein Lieber! daß es jeder lernen könne. Ich erinnere mich gerade einer Predigt vom Gebethe, die ich vor einigen Wochen gehört habe. Da

sagte der Prediger: „Wer recht bethen will, der muß ein reines Herz haben, und Gott lieben. So lange der Mensch das Geld, oder die Wollust, oder die Eitelkeit mehr liebt, als Gott, so lange kann er nicht aufrichtig bethen. Wo des Menschen Schatz ist, da ist auch sein Herz. Und eben darum — fuhr der Prediger fort — giebt es so wenige rechte Bether, weil es so viele geldsüchtige, wollüstige und eitle Menschen giebt."

Doch, lieber Müller! ein Mensch kann den andern wohl nicht leicht bethen lehren. Aber ach! der liebe Gott treibt den Menschen oft auf mancherlei Wegen zum Gebethe!!

Diese Worte trafen Müllers Herz. Wie beschämt ließ er den Kopf sinken, holte einen Seufzer, und sprach endlich: „Ach ja, der Prediger hat wohl recht gesprochen!" Dann hob er sich auf, dankte Wolmuth, und mit einem: „Gute Nacht! wir sehen uns bald wieder" — ging er, in sich gekehrt, seinem Hause zu. Er dachte nun freylich recht oft an die Worte des ehrlichen Wolmuths, wenn er so dahin sorgte, und des Lebens gar nicht froh werden konnte, und zwang sich wohl auch ein um das anderemal zum Gebethe; aber es ward ihm dadurch nicht leichter, denn sein Herz war mit dem Gelde zu enge zusammengewachsen, als daß er an etwas Besserem eine rechte Freude hätte haben können.

Einmal geschah es denn, daß er in Handelsgeschäften wieder eine Reise machte. In dieser Zeit kam seine Frau in's Wochenbett, und durch Unachtsamkeit der Mägde brach in der Nacht Feuer in Müllers Hause aus. Das ganze Haus stand schnell in Flammen, und mit genauer Noth konnte man die schwache Frau in ein anderes Haus bringen. Drei Häuser wurden in die Asche gelegt, und von Müllers Habschaft konnte nur sehr weniges gerettet werden. Furcht und Schrecken hatten die Wöchnerin so sehr angegriffen, daß sie nach drey Tagen von dem Säuglinge wegstarb. Müller ward eilends heimgeholt.

Seinen Jammer bei dieser Unglückspost, und noch mehr bei'm Anblicke des Schutthaufens und der Leiche seiner geliebten Gattin — will ich nicht beschreiben.

Am frühen Morgen, nachdem die Frau begraben war, wankte Wolmuth, wie es täglich seine Gewohnheit war, der Kirche zu. Da kniete Müller vor dem Grabhügel seines Weibes, weinte Thräne auf Thräne hinab, rang die Hände zum Himmel, und bethete mit einer Innbrunst, die mit Gewalt Hülfe erzwingen möchte.

Schnell erkannte er an dem Vorbeygehenden den alten Wolmuth, an den er so oft gedacht hatte.

„Wolmuth! ach!! nun habe ich bethen gelernt!! — schluchzte er ihm entgegen, und ließ seinen Thränen freyern Lauf.

„Ach leider! daß du es auf einem so harten Wege lernen mußtest!“ versetzte Wolmuth mit weinenden Augen, bezeigte ihm sein inniges Mitleiden, und tröstete ihn, so gut er konnte.

Müller wurde von dieser Zeit an ein ganz anderer Mann, er vertraute nun auf Gott, und Gott segnete ihm das Wenige, was ihm blieb, und er ward auf diese Art nach dem Unglücke glücklicher, als vorher. Und so wurde es auch an ihm wahr: „Die Noth lehrt bethen und macht gute Menschen.“

VIII.

Die gute Schwiegertochter.

Margaretha war ein gutes Weib, — eine treue Gattin, eine rechtschaffene Mutter, und — was man wohl selten antrifft — sie war auch eine zärtliche Schwiegertochter, und von dieser Seite erst recht liebenswerth.

Anstatt die Liebe und die Geduld zu beschreiben, mit der sie neben ihrer alten Schwiegermutter in häuslicher Stille dahinlebte, will ich meinen Lesern einen Brief von Margarethens Hand mittheilen, aus welchem ihr seltener Schwiegertochtersinn ganz erkennbar ist.

Eine ihrer Jugendfreundinnen, Katharine mit Namen, lebte in einem fernen Städtchen verheirathet. Von dieser erhielt Margaretha folgenden Brief:

Meine liebe Freundin!

Es sind nun Jahre vergangen, seitdem wir in jugendlicher Munterkeit beysammen gelebt haben. Ich habe in dieser Zeit wohl tausendmal an dich gedacht, und eben so oft gewünschet, nur eine Viertelstunde mein Herz vor dir ausleeren zu

können; denn du hast ja immer an allem, was mich anging, so herzlich Theil genommen, und mir so oft gerathen, wie eine Schwester. Darum will ich dir auch einmal aufrichtig schreiben, wie es mir geht.

Sieh! mein Auskommen hätte ich wohl, daß ich ohne Kummer leben könnte, und ein Vergnügen wäre mir hie und da auch unverwehrt.

Kurz, ich hätte über nichts zu klagen, als über meine Schwiegermutter. Diese allein ist Schuld daran, daß mir manche bittere Stunde zu Theil wird. Denn es ist einmal mit ihr nicht auszukommen. Denk nur, da will sie alles nach ihrem Kopfe regieren, und die Frau im Hause spielen, wie vorher. Und Frau im Hause bin doch ich! da giebt es denn einen Zank um den andern.

Auch mischet sie sich in alles. Ich mag mit meinem Manne was immer ausmachen, so muß sie gewiß das dritte Wort dabey haben: „So ist's gefehlt, so müßt ihr's machen."

Und dann ist mein Mann auch noch so thöricht, und spricht immer: „Ja, Mutter, du hast recht." Da kann ich mich des Zornes nicht enthalten. Der Mann sollte ja doch dem Weibe eher zuhalten, als der Mutter! da stiftet sie denn allemal Unfrieden zwischen uns.

Und wenn ich mich auch zuweilen befleiße, die Sache gerade so zu machen, wie es ihr recht seyn möchte, so ist es doch nicht recht gemacht.

Da hat sie denn immer an mir auszustellen und zu tadeln, und — das kann ich nicht leiden. Da giebt es immer wieder neuen Streit.

Zudem hätte sie gar nicht Ursache, so feindselig zu seyn, sondern ich meyne, sie dürfte sich wohl recht stille halten; denn sie kann sich ja fast gar nicht mehr helfen. Oft muß sie eine ganze Woche das Bett hüten, und da soll ich alles liegen und stehen lassen, und ihr aufwarten. Ich will nichts sagen davon, wie viel ich damit Zeit verlieren muß, aber dieß muß ich gestehen, daß ich gleich ungeduldig werde; denn sie macht mir's ja danach, und ist wieder das alte Zankeisen, sobald sie sich nur ein wenig schwingen kann.

Auch kann ich dir nicht verhehlen, daß es mir schwer fällt, einen so großen Austrag zu bestreiten, wie es bei uns ist. Was wir das Jahr hindurch ersparen, geht sicher für die Schwiegermutter auf, und am Ende des Jahres bleibt dann für uns und unsere Kinder nichts übrig. Und einer feyernden Hand die besten Stücke hinübergeben, ist doch hart.

Ich habe dir jetzt meine Noth geklagt, und alles, was mich drücket, offenherzig geschrieben. Ich möchte gerne wissen, wie denn du mit deiner Schwiegermutter auskommest, und was du zu meinen Klagen sagen wirst.

Du warst immer so schwesterlich gegen mich

gesinnet; wirst es ja noch seyn? Ich bin von Herzen

deine aufrichtige Freundin

Katharine.

Auf diesen Brief gab Margarethe folgende Antwort:

Liebe Freundin!

Mir war es eine rechte Freude, nach so vielen Jahren wieder einmal von meiner Jugendgespielin ein Wort zu lesen. Ich gönne dir von Herzen die gute Versorgung, mit welcher dich der liebe Gott beglücket hat, und ich wünschte nur, daß du über gar nichts zu klagen hättest.

Ich will dir darüber aufrichtig schreiben, wie ich es mit meiner Schwiegermutter halte, und wie ich glaube, daß du es auch mit der deinigen halten solltest.

Ich kann dich versichern, daß ich, der Launen und der Gebrechlichkeit meiner Schwiegermutter ungeachtet, doch immerhin vergnügt bin, und darum den Frieden im Hause nicht stören lasse.

Wenn sie auch hie und da noch ein Wort reden will, warum sollte ich deßwegen unwillig werden? Denk nur, wie wir Menschen sind! alle wollen wir ja regieren und etwas gelten. Und wenn denn vollends ein Mensch viele Jahre gegolten hat, und sich auf einmal zurückgesetzt sehen muß, dieß kann ihm ja nicht anders als wehe

thun. Und gerade dieß ist ja bey allen Schwieger-Eltern der Fall.

Sie haben zwanzig, dreißig oder auch noch mehrere Jahre die Herrschaft geführt, und wenn sie nach der Uebergabe gar kein Wort mehr zu reden haben sollten, dieß müßte ihnen ja ihr Leben verbittern. Da denk ich denn so: Die Schwiegermutter hat so lange gelebt, und so manches versucht und erfahren, sie hat mit ihrer Wirthschaft so vieles erspart, sie kann und muß daher die Sache besser verstehen, als ich, ich darf mich also auch nicht schämen, sie um Rath zu fragen. Dieß thue ich denn auch allemal, und das freut sie ungemein.

Sieh: „Die Schwieger-Eltern auch noch etwas gelten lassen, und ihnen hie und da eine Freude machen," — dieß, glaube ich, müßte beinahe immer allen Zank aus dem Hause treiben.

Daran hast du wohl recht, daß der Mann dem Weibe zulegen soll; aber er soll darum der Mutter nicht ablegen. Denn der Mann bleibt ja auch nach der Uebergabe noch der Sohn seiner Mutter, und ist ihr also Liebe und Dankbarkeit schuldig. Wenn nun der Mann einsieht, daß die Mutter recht hat, so muß er ihr folgen, und du kannst ja nicht begehren, daß er ihr unrecht gebe, weil du es so haben willst. Sieh! von dem Manne nie fordern, daß er

aus Liebe zum Weibe ungerecht werde gegen die Mutter; und nicht mehr verlangen, als er dem Weibe schuldig ist," — dieß meyne ich, würde uns fast allemal den Unfrieden ersparen.

Wenn dann die Schwiegermutter zuweilen doch etwas ausstellt, oder tadelt, ungeachtet wir uns Mühe geben, nach ihrem Willen zu handeln, darüber meyne ich, sollten wir nicht so bitter klagen. Alte Leute haben es ja schon so an sich, daß sie wunderlich und seltsam sind; und die Schwachheiten des Alters, denke ich, sollen wir jüngere tragen. „Sey stille und schweig — nimm deine Zunge in Zügel und gieb nach" — ist da meine goldene Regel, die keinen Streit aufkommen, und die Einigkeit im Hause nie abkommen läßt.

Die Gebrechlichkeiten der Schwieger-Eltern mögen uns freylich manche trübe Stunde bringen. Dieses empfinde ich wohl; denn sieh, meine Schwiegermutter liegt nun schon ein ganzes Jahr krank. Ich muß sie heben und legen, und säubern, wie ein Kind. Aber ich denke, sie ist einmal meines Mannes Mutter, ich muß sie also ehren, wie meine eigene. Und Gott hat es sehr weislich so angeordnet. Da wir noch Kinder waren, mußten die Eltern unsertwegen vieles leiden, und nun — da die Eltern alt werden, sind sie auch wie Kinder, und da sollen ja

wir erwachsene Töchter und Söhne auch um der Eltern wegen etwas leiden wollen! sonst sind wir ja undankbar, und vergelten ihnen ihre Liebe nicht mit Gegenliebe. Auch fällt es mir oft ein: sieh, du wirst vielleicht auch alt, und etwa einmal so da liegen: wie wird es dich freuen, wenn auch dich ein Kind mit liebender Hand verpflegen wird! „Und am Ende kann das, was man den Eltern thut, am wenigsten unvergolten bleiben.“ — Hat's ja der liebe Gott versprochen.

Mit dem schweren Ausgedinge endlich solltest du's auch viel leichter nehmen. Ich denke! es ist einmal so ausgemacht, wir sind das Ausgedungene schuldig. Und gebe ich einem Menschen nicht, was ich ihm schuldig bin, so kann es ja nicht wohl anders gehen, als daß es Streit giebt. Auch kann das, was man aus Schuldigkeit giebt, und was man Eltern zutheilt, nicht so leicht eine Noth in's Haus bringen. Halte dich nicht auf, gegen Schwiegereltern wollen wir nicht karg seyn; denn es kommt ja auch das Vermögen von ihnen her, und das wäre doch recht hart für sie, wenn sie sich so viele Jahre bemüht und geplagt hätten, und in ihren alten Tagen Mangel leiden müßten. Auch denke ich nicht einmal: in fünfzehn, zwanzig oder mehreren Jahren wirst du vielleicht auch die Schwiegermutter seyn; wie wohl wird es dir thun, wenn man

dir die Bissen nicht vorzählt, und wenn du nicht darben darfst?

Hier hast du meine aufrichtige Meynung über deine Klagen. Denke darüber nach, du wirst sie wahr finden müssen. Gott nehme dein Herz in seine Hand, und schenke dir den Frieden. Sey meiner Freundschaft versichert, und sollte ich dir einst in der That beweisen können, daß ich dich liebe, so gieb nur einen Fingerzeig

deiner Freundin

Margarethe.

Was hier Margarethe schrieb, ist das treue Bild ihres Lebens. Ja sie that noch mehr als sie schrieb; denn der bescheidene Mensch schweigt immer von dem allerbesten, was an ihm ist, und nennt des Guten nur so viel, als genennet werden muß, um andere auch gut zu machen.

Sie reichte ihrer Schwiegermutter nicht nur die ausgedungene Kost, sondern sie wußte ihr immer die besten Bissen zuzustecken, und immer zu kochen, was sie am liebsten aß, wenn sie es auch nicht verlangte.

Sorgfältig richtete sie ihre Kinder ab, der Ahnfrau recht schön zu thun, ihr recht ordentlich das Kußhändchen zu geben, oder ihr aufzusagen, was sie schönes gelernt hatten, um ihr nur immer eine neue Freude zu machen.

Wenn Margarethe an dem Bette der alten Mutter wachte, oder sonst eine Zeit erübrigen

konnte, so erzählte sie der Kranken manche schöne Geschichte, die sie gerne hörte, oder las ihr aus einem Buche etwas tröstliches vor, und ließ sie nie empfinden, daß ihr ihre Gebrechlichkeit je einmal zur Last fallen könnte.

Die gute Margarethe wurde Wittwe, und die alte Mutter lag noch krank im Hause, und blieb ihr noch ein volles Jahr nach dem Tode des Mannes zur Pflege über. Aber Margarethe wartete ihr nach dem Tode des Mannes mit der nämlichen Liebe, wie vorher; denn sie that ihr nicht etwa um des Mannes oder um einer andern Absicht willen so schön, sondern weil sie es für ihre Pflicht hielt.

Nachdem sich die Schwiegermutter zum Sterben bereitet hatte, wie eine christliche Wittwe, so mußte Margarethe in den letzten Augenblicken noch an ihr Bett treten, und da sprach die sterbende Mutter mit halb vernehmbaren Worten: „Margareth! ich danke dir für alles Gute. Was ich vergelten kann, das soll dir vergolten werden; was ich nicht kann, das wird dir Gott vergelten." Darauf konnte sie nichts mehr reden; denn in kurzer Zeit entschlief sie sanft und selig in Margarethens Armen.

Am Tage nach dem letzten Leichen-Gottesdienste erschien in Margarethens Hause der Vormünder ihrer Kinder, ein Verwandter des Hauses, und brachte ihr achthundert Gulden in einem Säckchen.

„Dies Geld, sprach er zu Margareth, gehört

euch, liebe Baase. Bey der Uebergabe schon händigte es mir eure selige Schwiegermutter zur Verwahrung ein, und als sie mich in ihren letzten Tagen zu sich kommen ließ, trug sie mir auf, es nach ihrem Tode euch zu übergeben. Meine Kinder, sprach sie, sind alle wohl versorgt, und haben das Ihrige erhalten. Margarethen, die mir mit so kindlicher Liebe begegnete, und die letzten Dienste erwieß, sollen auch diese meine letzten Sparpfennige gehören.“ „Und mich freut es, — fuhr der Vormünder fort — daß ich euch, liebe Baase, so unerwartet einen kleinen Hausschatz bringen kann. Ihr habt es euch alles treulich verdient; denn ich weiß ja, was ihr an eurer seligen Schwiegermutter gethan habt. Gott segne es euch und euren Kindern!“ —

Margarethe dankte nun Gott, und der geschiedenen Schwiegermutter, daß sie ihrer so mütterlich bedacht war. Jetzt verstand sie erst die letzten Worte ihrer sterbenden Schwiegermutter, und wie wahr es sey: „Was man Eltern thut, läßt Gott nicht unvergolten.“

IX.

Die gute Hausmagd.

Klein und nicht geachtet ist in manchem Auge ein armer Dienstbot. Aber in einem nicht geachteten Menschen wohnt oft eine große Seele. Hievon will ich ein Beyspiel erzählen.

Agatha stand bei einem Unterbeamten in Diensten. Ihre Herrschaft war keine von den begüterten der Stadt. Mit einer eben hinlänglichen Besoldung konnte sie sich und eine Magd ernähren; aber von den besten Herrschaften war sie eine, und für gute Herrschaften findet sich fast immer auch ein guter Dienstbot; aber Agatha war wohl der allerbesten einer.

Sie glänzte zwar nicht, wie ein prächtiges Edelgestein; aber der stille Schimmer einer Perle, die ihren Werth in sich hat, war an ihr zu finden.

Einfach und schmucklos wie Agatha selbst war, will ich ihr Bild zu zeichnen versuchen.

Daß Mühe und Plage eines jeden Menschen, vorzüglich aber eines Dienstboten, Beruf und Antheil sey, von dieser Wahrheit war ihr ganzes Herz durchdrungen.

Darum sah man sie auch keinen Augenblick müßig, und hätte sie für sich selbst gearbeitet, sie wäre nicht unermüdeter daran gewesen.

„Wem du dienst, und wer dir Kost und Lohn reicht, dem gehören auch deine Kräfte.“

„Diene deiner Herrschaft wie Gott selber, und was du thust, das thu, als wäre es für die Ewigkeit gethan.“

Dieß waren einige von den Lehren, welche ihr die Mutter mitgegeben hatte, als sie in die ersten Dienste trat, und welche Agatha nimmer vergaß.

Wenn sie dann am Abende müde war von den Arbeiten des Tages, da opferte sie vor dem Einschlummern ihre Mühe noch Gott, und so konnte sie jedesmal getrost ihre Augen schließen.

Dagegen wußte sie auch ihre Herrschaft zu schätzen.

Sorgfältig legte die Frau hie und da selber die Hand an, um Agatha einer Arbeit zu überheben, und wenn sie eine Krankheit befiel, ward ihrer gepflegt wie einer eigenen Tochter.

Dabey war sie so pfenningtreu, und so weit entfernt, sich von dem Gute der Herrschaft zu bereichern, daß sie aus jedem Groschen, der dem Hause zukam, lieber einen Gulden gemacht hätte. Dagegen gab ihr auch die Frau zum neuen Jahre, oder zum Namenstage manches Geldstück über den ausbedungenen Lohn, und sprach dann

zu ihr: „Agatha! wächst unser Gut durch dich; so mehrt sich auch das deinige.“

Verschwiegen war sie, wie eine Mauer, und was sie immer hören mochte, blieb in ihr verschlossen, als hätte sie es gar nicht gehört. „Was geht das die Magd an, was die Herrschaft spricht und thut?“ dachte sie, und ging ihre Wege.

Ueberhaupt war nichts weniger ihre Sache, als schwätzen uud plaudern.

Es kamen einmal ein paar Plaudermäuler über sie, und thaten so vertraulich, als hätten sie ihr — weiß nicht was für Wichtigkeiten zu sagen. Sie schmähten dann über ihre Herrschaften, zogen über ihrr Mitdienstboten los, und erzählten allerley schändliche Dinge von denselben.

„Nicht doch, sprach Agatha, dieß ist nicht recht, daß ihr von eurem Nebenmenschen so lieblos redet.“

Seht doch, sprachen die Mägde höhnisch: Sie wird wohl eine Heilige seyn! Daß ich keine Heilige bin, erwiederte Agatha, weiß ich nur gar zu wohl; aber eben darum, weil ich auch meine Fehler habe, so möchte ich die Fehler andrer nicht so herumtragen; denn was ich nicht gerne habe, das hat auch ein anderer nicht gerne. Und so waren die Plaudermäuler abgespeiset.

Die Herrschaft kannte auch ihre Verschwiegenheit. Darum scheute ihre Gegenwart niemand

im Hause. Man besprach sich vor ihr über die wichtigsten Angelegenheiten, und Agatha durfte und sollte Theil nehmen an allen Freuden und Leiden des Hauses. Sie nahm aber auch so herzlich Theil an allem, daß über ein Unglück, welches dem Hause begegnete, sie des nämlichen Trostes bedurfte, wie die Herrschaft selbst.

Die zwey kleinen Töchter mußten sie achten, nicht etwa wie einen guten Dienstboten, dem man nicht wehe geschehen lassen will, sondern wie ihre Schwester selbst. Und Agatha ging mit ihnen so liebevoll um, machte ihnen so gerne eine Freude, und wiederholte ihnen die Ermahnungen der Eltern bey jeder Gelegenheit so herzlich, wie wenn sie die ältere Schwester gewesen wäre, welche die jüngeren mit erziehen hilft. Und wenn es ihr zuweilen in den Sinn kam: „Sieh, es ist doch hart, dein Leben lang dienen, und nicht wissen, wie es dir im Alter einmal gehen werde; ein alter Dienstbot ist doch nirgends geachtet: — da faßte sie sich bald wieder, und sprach dann zu sich selber: „Klage nicht, Agatha, klage nicht. Vor Gott gilt ja ein treuer Dienstbot soviel wie ein König; denn Gott sieht ja nur auf die Treue und nicht auf die Person. Und wenn du nur vor Gott werth bist, so bist du werth genug. Arbeite und vertraue auf Gott, und dann wird Er dich auch versorgen."

Mit dieser ehrlichen Dienstmagd lebten denn der Beamte und die Seinigen in häuslicher Zufriedenheit mehrere Jahre dahin, bis eine Stunde kam, die unsäglichen Kummer in's Haus brachte.

Der Beamte starb, und der Wittwe wurde ein kärgliches Gnadengeld angewiesen. Kümmerlich hatten sich die guten Leute immer fortgebracht, und einen Nothpfenning zurück zu legen, so weit konnten sie es noch nie bringen. Und nun hatte die Wittwe nichts als den Gnadengehalt.

Zudem entdeckte sich noch, daß sich ihr Mann in seiner Gutmüthigkeit hatte bereden lassen, für einen seiner Freunde um eine Schuld von 1000 fl. gut zu stehen, und daß er schon mehrere Jahre hindurch in der Stille 500 fl. abgezahlt, die noch übrigen 500 fl. aber die Wittwe zu zahlen hätte. Darum mußte sie sich von ihrem wenigen Wittwengelde auch noch einen jährlichen Abzug gefallen lassen, bis die Schuld ganz getilgt war.

Inniges Herzenleid um den geschiedenen Vater, und nun auch noch Kummer und Noth traten an die Stelle des vorigen häuslichen Glückes.

Manche Stunde saßen die Mutter und Agatha bey einander, und weinten sich satt, und die Mädchen schrieen um ihren Vater. Eines vermochte des andere nicht zu trösten, und kein Mensch konnte aus der Wohnung der Wittwe gehen, ohne Thränen des Mitleids vergossen zu haben.

Tag und Nacht sann sie durch, und wußte sich keinen Rath, wie sie sich mit ihren Kindern durchschlagen könnte, ohne hungern zu müssen.

Endlich beschloß sie, von Leinenzeug und Hauseinrichtung zu verkaufen, was sie entbehren konnte, und sich ein Stübchen zu miethen, in dem sie mit ihren Kindern gerade Platz hätte. Aber nun kam noch das Bitterste: daß sie — nach ihrer Rechnung — Agatha von den Ihrigen wegzählen sollte. Sie dachte alles durch, aber allemal fand sie, daß es unmöglich sey, eine Magd zu halten.

Als nun die Mutter den kleinen Töchtern vortrug: „Kinder! wir müssen nun auch noch unsere Agatha verlieren, wir können ihr nimmer Brod geben;" — da riefen die Mädchen laut weinend: „Nein Mutter, Agatha nicht fort, wir bitten, Agatha nicht fort" — und die Mutter wurde noch wehmüthiger.

Aber sie sah einmal, daß es nicht anders seyn könne. Es fiel ihr schwer, und sie verschob es von einem Tage auf den andern, Agatha die Ankündigung zu machen.

„Du mußt, armes Weib! du mußt es ihr sagen," sprach sie endlich einmal zu sich selbst; rief Agatha, und trocknete die Thränen, als sie hereintrat.

Mutter. Liebe Agatha! es thut mir weher, als dir, was ich sagen soll. Aber es muß einmal seyn. Du siehst wohl, wir kön-

nen dich nimmer ernähren, wir müssen uns trennen.

Agatha. Um Gotteswillen liebe Mutter! ihr werdet mich ja doch noch gedulden?

Da fiengen die Mädchen bitterlich zu weinen an, hielten sich an dem Arme und an der Schürze der Magd fest, und riefen: Ach! Agatha nicht fort, Agatha bleib bey uns!" —

Ich bitte dich Agatha, hob endlich die Mutter wieder an, mach mir meinen Schmerz nicht noch größer. Ach! wie gerne wollte ich dich behalten! Aber ich habe alles überdacht und erwogen. Kümmerlich kann ich meine Kinder ernähren, wie sollte ich ferner im Stande seyn, dir ferner Kost und Lohn zu geben? Agatha du bist noch bey Kräften, bist treu und fleißig: es wird dir überall besser gehen als bey mir.

Agatha. Nein Mutter! das thue ich nicht. Ich kann euch nicht verlassen. Behaltet mich nur. Ich will ja gerne mit recht wenig zufrieden seyn. Habe ich die guten Tage mit euch genossen, sollte ich nicht auch die Zeit der Noth mit euch aushalten? Habe ich das Segenbrod mit euch gegessen, sollte ich nicht auch das Kummerbrod miteſſen? O liebe Mutter! ich will noch so viel arbeiten, und noch so fleißig seyn, damit ich mir mein Stücklein Brod verdienen, und euch eure Wittwensorgen erleichtern kann. Nein, lieben Kinderlein! ich gehe nicht fort; wir bleiben bey einander.

Nun sprangen die Mädchen wieder munter um sie herum: „Nun ja Agatha, bleibst wieder unsre liebe Agatha!“

Mutter. Agatha! dein edles Herz schafft mir mehr Trost als mir die ganze Welt nimmer geben kann.

So bleib denn bei uns. Aber Gutes darfst du nicht hoffen; Kummer und Leiden werde ich wohl mit dir theilen können, aber vielleicht oft nicht Brod genug.

Agatha. Liebe Mutter! der die Leiden schickt, der schickt auch Brod. Wenn wir nur auf ihn vertrauen, und arbeiten, so wird er uns nicht hungern lassen.

Die Wittwe und ihre Töchter waren nun mit Handarbeiten unermüdet beschäftigt, und Agatha plagte sich frühe und spät, und ließ oft halbe Nächte keinen Schlummer in ihre Augen kommen, um nur immer etwas zu verdienen, und leichter Speise kaufen zu können. Ja, sie that noch mehr, — und mehr, als manche Mutter für ihre Kinder thut. Unter Tages ging sie in das Pfarrhaus, und half mit arbeiten. Der Herr Pfarrer, der ein wohlthätiger Mann war, und wohl wußte, daß die Wittwe nicht in den besten Umständen wäre, bezahlte darum Agatha für ihre Mühe reichlicher. Was sie an Gelde bekam, und was ihr an Eßwaaren zugetheilt wurde, trug sie denn allemal

heim, und gab es der Mutter und den Kindern.

Da freuten sich die Mädchen schon allemal auf ihre liebe Agatha; denn sie kam nie leer nach Hause. Und wenn sie daherging, hüpften sie ihr freudig entgegen, und riefen: „Agatha! bringst uns Mutterbrod!"

Ach, ja freylich Mutterbrod, lieben Kinder, fiel dann die Mutter ein. Ich konnte euch oft nicht Brod genug geben. Agatha habt ihr in euerm ganzen Leben zu danken, und Gott zu bitten, daß er es ihr vergelten wolle. Edle Seele! Gott kennt dein Herz; er sieht es, was du in der Stille thust, und wird es dir nicht unbelohnt lassen. Aber wenn du einmal meine Kinder verlässest, und wenn ich auch nimmer seyn werde — ach! wer wird sich dann der armen Waisen annehmen? Du lieber Gott! wie werden die verlassenen Mädchen jammern, und sich nicht zu helfen wissen!

Agatha. Betrübt euch nicht, liebe Mutter! mit solchen Gedanken. Laßt die Sorge Gott über. Er wird ihnen Vater und Mutter seyn. Hat er doch bisher geholfen; er wird sich ihrer auch in Zukunft erbarmen.

So konnte Agatha die Mutter wohl trösten; aber wenn sie allein war, da fiel ihr der Gedanke wohl auch recht schwer: wie es den armen Mädchen doch einmal gehen würde, und sie flehete oft zu Gott, daß er sie doch nie verlassen wolle.

Da war sie denn auch einmal im Pfarrhause, fegte die Zimmer, und dachte so darüber nach: „Mein Gott! erbarme dich doch der lieben Kinder!" bethete sie überlaut, und vermuthete nicht, daß jemand sie hören könnte. Gerade wischte sie sich die Thränen aus den Augen, als der Herr Pfarrer aus dem Nebenzimmer trat, und sie fragte, was ihr denn wäre.

Nun erzählte ihm Agatha offenherzig das ganze Elend der Wittwe und ihrer Kinder, und sagte ihm alles, was ihr auf dem Herzen lag.

Der Herr Pfarrer wurde durch ihre Erzählung bis zu Thränen gerührt; denn so große Noth hatte er in dem Hause der Wittwe doch nicht vermuthet.

„Da nimm Agatha, sprach er endlich, drückte ihr einige Thaler in die Hand, — und bring dieß Wenige den Armen, nenne aber meinen Namen nicht, und sey versichert, ich werde helfen, wie ich kann."

Froh, als hätte sie einen Schatz gefunden, eilte Agatha zu den Ihrigen nach Hause. Ein lauter Jubel erhob sich, als sie das unerwartete Geschenk brachte, und erzählte, daß die nämliche gutherzige Person noch mehr thun werde.

„Kinder! sprach die Mutter, danket Gott, und bethet für den unbekannten Wohlthäter, daß er ihn segne. O mein Gott! du kömmst doch allemal mitten in der Noth, und hilfst deinen Kindern."

Eben damals war ein Freund des Herrn Pfarrers von dem Lande in die Stadt gekommen, der da eine Bedienstung erhielt, und indessen im Pfarrhause zu Tische ging. Diesem erzählte der Herr Pfarrer den Vorfall. Der Freund war mitleidig, und gab einen Geldbeytrag her für die Wittwe und ihre Kinder. Der Herr Pfarrer schoß auch eine Summe dazu, und sammelte von wohlthätigen Pfarrkindern so viel Zulage ein, daß die ausständige Schuld von 500 fl. im Namen der Wittwe konnte getilgt werden.

Der Freund des Herrn Pfarrers konnte sich bey dem Mitleiden über die dürftige Familie über nichts mehr verwundern, als über Agatha's Edelmuth.

„O lieber Freund! erwiederte dann der Herr Pfarrer: Agatha ist eine seltene Person. Es ist ausserordentlich, was sie an der armen Familie gethan hat. Aus bloßem Mitleiden ist sie bey der Wittwe und ihren Kindern geblieben, und lieber hat sie mit ihnen Mangel gelitten, als daß sie dieselben verlassen hätte. Sie hat die Kinder größtentheils ernährt mit dem, was sie sich durch Nachtarbeiten, oder bey guten Leuten ausser dem Hause verdient hat.“

Dieses Lob des Herrn Pfarrers machte den Freund auf Agatha immer aufmerksamer, und die unschuldige Sittsamkeit, die Geschicklichkeit,

und der edle Anstand, womit sie in dem Pfarrhause umherging, und ihre Dienste verrichtete, machten täglich tiefern Eindruck auf ihn, und die Vorliebe, mit der er bey Tische immer das Gespräch auf Agatha zu lenken suchte, konnte es nicht unbemerkt lassen, daß sie ihm mit jedem Tage weniger gleichgültig würde. — Noch dazu ward ihm das, was er selbst an Agatha sah, und was ihm der Herr Pfarrer von ihr erzählte, überall bestätiget, wo von der Wittwe und ihrer braven Magd die Rede ging.

„Ein so edles Geschöpf, dachte er, ist des besten Glückes werth, und der erste Mann im Lande dürfte sich nicht schämen, ihr seine Hand zu bieten.“ Und da er eben eine Frau suchte, die mit häuslicher Arbeitsamkeit ein gutes Herz verbände, so entschloß er sich Agatha zu heirathen.

Er ging also nach einiger Zeit in aller Stille in die Wohnung der Wittwe, und machte Agatha den Antrag. Erschrocken und mit einer edlen Schamröthe übergossen, stand sie lange da, und wußte nicht, was sie sagen sollte, bis sie endlich ihren geringen Stand und ihre Armuth vorwand.

„Stand und Reichthum, versetzte der Freund, stiften die glücklichen Ehen nicht. Ich sehe nur auf Tugend und Häuslichkeit. Wenn wir arbeiten und Gutes thun, so wird uns Gott mit einander forthelfen.“

Als nun der Freund dem Herrn Pfarrer sein Vorhaben erzählte, so umarmte ihn dieser, und rief voll Freude aus: „Nun Freund! das ist schön und herrlich! So werden die Ehen im Himmel geschlossen; dazu muß Gott seinen Segen geben.“

Nach wenigen Wochen wurde das edle Paar durch die Hand des Herrn Pfarrers wirklich eingesegnet.

Reichlicher noch wurde der Wittwe und ihren Kindern gegeben, und nachdem die Mutter gestorben war, nahmen Agatha und ihr Mann die Mädchen zu sich, und vertraten Eltern-Stelle an ihnen.

X.

Der Weg zur Heimath.

Ein Vater hatte viele Kinder. Er verpflanzte sie in ein fremdes Land und bestellte Männer, welche die Aufsicht über sie haben sollten. Die Kinder sollten einst alle aus dem fremden Lande in die Heimath des Vaters kommen, wohin er ihnen den Weg zeigen ließ.

Die Kinder vergaßen aber in dem fremden Lande gar bald des Vaters, und kümmerten sich nicht um die Heimath. Einige stritten wohl gar, ob dieser ihr wahrer Vater sey, und ob sie bey ihm ihre Heimath zu suchen hätten.

Die Aufseher traten den Weg selbst nicht an, und damit ihn auch andere nicht sollten antreten können, so pflanzten sie Moos und wildes Gesträuch hin, daß die rechte Bahn kaum noch sichtbar war.

Der Vater schickte denn ein um das anderemal Gesandte in das fremde Land, ließ die Kinder ermahnen und strafen, um sie von ihren

Verirrungen zurecht zu weisen. Allein die Kinder gingen her, und schlugen die Gesandten todt.

Endlich schickte der Vater seinen erstgebornen selbst, damit dieser seine verdorbenen Brüdet retten möchte.

„Ich bin der Erstgeborne eures Vaters, sprach er, und bin aus seinem Hause gekommen, um euch, meine lieben Brüder! alle zum Vater heimzuführen. Glaubt es mir: der, der mich gesandt hat, ist euer wahrer Vater, der eure Eltern und Voreltern auf seinen Händen getragen hat.“

Zur Bestätigung dessen, was er sprach, verrichtete er große und außerordentliche Thaten. Endlich reinigte er auch den Weg zur Heimath von dem wilden Gesträuche, welches die bösen Kinder hingepflanzt hatten.

„Weg, sprach er, mit dem Unkraut, das die Bosheit hergesetzt hat! Dieß ist der Weg zum Vater; sehet da zwey Straßen: die eine ist schmal und das Thor enge — die führet zur Heimath; die andere ist breit und das Thor weit — die führet euch zum Verderben.“

„Wer das enge Thor durch, und auf der schmalen Straße fort gehet, wird die Heimath und den Vater finden. Wer aber durch das weite Thor ein- und auf der breiten Straße fortwandelt, wird zu Grunde gehen, und das Angesicht des Vaters nicht sehen.“

„Sollte sich aber einer verirren, so kehre er um, und ich werde den Vater für ihn bitten, daß er ihn wieder aufnehme.“

So sprach der Erstgeborne. Aber die meisten achteten seiner nicht, haßten ihn nur desto mehr und brachten ihn um.

Indeß glaubten ihm viele, und traten den Weg zur Heimath an.

Auf dem Wege gingen zwey Straßen auseinander, die eine rechts, die andere links.

Das Thor zur rechten war eng, und hatte die Aufschrift: „Wer durch mich eingeht, muß der Last und der Hitze des Tages, des Hungers und Durstes nicht achten. Der Anfang ist schwer, das Ende aber ist süße und herrlich.“

Die meisten gingen dies Thor vorüber. Der Weg war ihnen zu schmal; sie sahen Stege und Pfützen, Steine und Klippen, welche sie zurückschreckten.

Das Thor zur linken war weit, und hatte die Aufschrift: „Wer durch mich eingeht, wird alle Freuden finden, wornach ihn gelüsten mag. Was immer ihr wünschet, dahin führe ich, und ihr werdet es in Fülle antreffen.“

Durch dieß Thor gingen die meisten ein; denn der Weg war breit, und ging Berg ab. Auch sahen sie, so weit das Auge reichte, die schönsten Blumen, und von allen Seiten Bäume, mit herrlichen Früchten behangen, Schatten

zur Kühlung, hellspiegelnde Quellen und Bäche zur Erfrischung, Ruhebänke zur Erholung, und alles, was reizen mag. Arm in Arm wandelten sie auf dem schönen ausgetretenen Pfade fort, und frohlockten im taumelnden Genuße dieser Herrlichkeiten.

Es ging immer weiter abwärts. Da geschah es denn, daß vielen, je weiter sie kamen, der Genuß desto weniger behagte.

Vor lauter Genießen waren sie matt und kraftlos geworden. Auf einmal gingen ihnen die Augen auf, und sie verfluchten die Stunde, da sie diesen Weg angetreten hatten. Endlich erreichten sie ein tiefes Thal.

Da stand eine Säule, und darüber eine große Tafel.

An der Tafel war eine Hand zu sehen, die rechts auf einen hohen Berg hinzeigte, und darunter stand geschrieben: „Ihr Lieben! kehret um, sonst seyd ihr verloren, und findet den Vater und eure Heimath nimmermehr. Da zur Rechten besteiget den Berg, und scheuet die Dornen und Klüfte nicht, die euch begegnen werden; wer will, der kömmt hinauf, und wird droben die Herrlichkeit des Vaters sehen.“

Die meisten gingen an der Säule vorüber, ohne sich irre machen zu lassen, und wandelten auf der breiten Strasse fort, bis sie an einen Abgrund kamen, der sie verschlang.

Viele aber blieben an der Säule stehen; sie erwachten von ihrem Taumel, schlugen an ihre Brust, stiegen rechts den Berg hinan, und kamen immer höher.

„Nur muthig herauf — herauf!" riefen ihnen der Erstgeborne und seine Freunde von der Höhe herab entgegen.

„Aber ach! antworteten die Steigenden, wenn wir drey Schritte vorwärts machen, fallen wir zwey wieder rückwärts!" „Fallet ihr, sprachen jene, so stehet auf, und fallet ihr noch einmal, so stehet wieder auf. Mit Niederfallen und Aufstehen sind wir und tausende herauf gekommen, und so werdet auch ihr heraufkommen."

Sie faßten neuen Muth, der Erstgeborne und seine Freunde reichten ihnen die Hände, halfen ihnen hinauf, und so erreichten sie glücklich die Höhe.

Hier fanden sie den Vater in seiner Herrlichkeit, den Erstgebornen zu seiner Rechten, und um ihn herum alle, welche auf dem schmalen Pfade fortgewandelt waren. Sie wurden jubelnd umarmt, in ihre Gesellschaft aufgenommen, und blieben ewig bey'm Vater.

XI.

Wahrheit und Tugend tragen am Ende doch immer den Sieg davon.

Traurig und mit immer wiederkehrendem Schluchzen ging Jakob mit seinen drey Kindern von der Begräbniß seines lieben Weibes nach Hause.

Als sie in der Stube angekommen waren, suchte sich jedes der Kinder einen Winkel, um ungestört weinen zu können. Auch Jakob konnte an dem Bette, worin seine unvergeßliche Nothburg gestorben war, nicht vorbeygehen, ohne neuerdings Thränen zu vergießen, und täglich zählte er mit sehnsuchtsvoller Wehmuth zurück auf den Tag, wo sie ihre Hand das letztemal in die seinige legte. „O du glücklicher Tag — sprach er — wo mir meine Nothburg noch so nahe war!! Doch stille, tröstete er sich dann — stille! sie ist mir ja nicht auf immer genommen, sie ist mir ja noch nahe, und es wird der Tag schon kommen, wo ich sie wieder sehe, und ewig nimmer verlassen darf.“

Einige Tage darnach kam einmal Katharine, Jakobs ältere Tochter, laut weinend nach Hause,

und der Vater merkte es wohl, daß ihr etwas müsse geschehen seyn. Katharine, was fehlt dir? fragte er sie.

Katharine. Ach lieber Vater! unser Nachbar, der Knoll, hat mich gar so hart geredet. „Jetzt ist es um euch geschehen — sagte er vor allen Leuten zu mir. — Wäre eure Mutter nicht gewesen, ihr hättet sammt eurem saubern Vater schon längst betteln gehen müssen; aber was noch nicht geschehen ist, wird jetzt geschehen. Geschieht euch aber auch recht. Gott sieht nur eine Weile zu, bis er straft. Sage deinem Vater, ich habe es gesagt."

Sollten solche Reden einem Kinde nicht wehe thun?

Vater. Laß die Leute reden, liebes Katharinchen! seyd ihr nur fromme Kinder! Wenn wir auf Gott vertrauen und arbeiten, so wird er uns schon mit einander forthelfen. Und wenn Gott unser Helfer ist, dann mögen uns die Nachbarn alle nicht arm machen.

So tröstete Jakob seine Kinder, und bethete in der Stille zu Gott, daß ihm seine Feinde nicht schaden möchten.

Die Guten werden immer von den Bösen verfolgt, und die Tugend hat ja überall ihre Feinde; darum hatte auch Jakob die seinigen.

Er war ein gerechter und gottesfürchtiger Mann, ein guter Vater, und ein treuer

Unterthan, und wo er eine Ungerechtigkeit, eine Untreue oder was immer für unchristliches Wesen antraf, da widersetzte er sich standhaft: was Wunder also, wenn ihm seine bösen Nachbarn feind waren? —

Daß Jakob seine Kinder so fleißig in die Schule schickte, war ihnen durchaus nicht recht. Er mußte darum manche Schimpfrede von ihnen anhören.

„Thut dir schon Noth, sprach einmal Groll zu ihm, daß du deine Kinder in der Schule müßig gehen lässest. Brav daheim behalten, und an die Arbeit spannen, wäre gescheider. Ich meyne, unser einer könnte es doch noch eher thun, als du. Aber du willst halt immer von den Aufgeklärten einer seyn."

Jakob. Deine Spötteleyen, Groll! kann ich leicht ertragen. Wenn schon meine Kinder ärmer sind, als die deinigen, so glaube ich, daß sie eben darum auch mehr lernen sollen.

Denn das, was sie lernen, muß einmal ihr größter Reichthum seyn. Und zu dem sind ja alle Heirathgüter vergänglich, und oft in einem Augenblicke dahin. Haben aber die Kinder etwas gutes und nützliches gelernt; dies kann ihnen niemand mehr nehmen. Und wer weiß, wozu sie das Gelernte noch einmal brauchen können?

Groll. Ey! du wirst wohl Gelehrte aus deinen Kindern machen wollen?

Jakob. Der liebe Gott mag daraus machen, was er will: etwas gelernt haben, steht jedem Stande wohl an. — Und auf so eine Art wurden die Nachbarn immer abgewiesen.

Seinem Fürsten und der Herrschaft, unter welche er gehörte, gehorchte Jakob, wie Gott selber. Pünktlich vollzog er ihre Befehle, und wenn er auch hie und da das Gute derselben nicht einsah, so dachte er: „ich bin einmal Unterthan, und Gehorsam ist meine Pflicht.“

Mochten hernach seine Nachbarn thun, was sie wollten: Er kehrte sich nicht daran, ja es fiel ihm ihre Widerspenstigkeit oft recht schwer, und er mußte deßwegen nicht wenig leiden.

Da wüthete denn im zweyten Jahre nach dem Tode seiner Nothburg in der ganzen Gegend umher ein fürchterliches Hagelwetter, und verwüstete alle Feldfrüchte. Jakob ertrug dieses Unglück mit Geduld, und tröstete sich mit dem: „Hat mir der liebe Gott bisher geholfen, so wird er mir auch noch fernerhin helfen.“

Aber die Nachbarn lärmten im Wirthshause über ihren Fürsten und Grafen, und verfluchten ihre Verordnungen. „Man schafft die Feyertage ab, schrieen sie, verbiethet die Kreuzgänge, woher soll noch ein Segen kommen? Ist es ein Wunder, daß uns solche Unglücke treffen?“

Da trat auch Jakob in die Zechstube, als sie eben am hitzigsten waren.

„Gerade recht kömmst du, du Neuerer, — schrien sie ihm entgegen, da haben wir's. Was sagten wir denn immer: die Strafe Gottes bleibt nicht aus? Jetzt können wir Hunger leiden, und Samengetreid betteln. Geh' jetzt hin, und laß dir von der Obrigkeit helfen, weil du ihr immer so brav das Wort zu reden weißt.''

Jakob. Es ist ja doch so arg noch nicht, liebe Nachbarn! Habt nur Geduld, der liebe Gott hat noch allemal wieder geholfen.

Knoll. Ja, ja, da soll dir Gott helfen. Man nimmt alles weg, was zu Gottes Ehren ist, und da soll uns Gott doch wieder geben! ist es ein Wunder, wenn er uns auch das Brod vom Maul wegnimmt? Strafe Gottes ist's, und es muß wohl noch ärger werden, wenn die Neuerungen kein Ende nehmen.

Jakob. Lieber Knoll! ich möchte nicht so geschwind aburtheilen; denn wir sind ja nicht im Rathe Gottes gesessen, daß wir wüßten, ob dieß oder jenes Uebel eine Strafe Gottes wäre. Aber das wissen wir, was das Evangelium so klar und deutlich sagt: „Gehorchet der Obrigkeit; denn sie ist von Gott gesetzet.'' Und, wenn wir uns immer daran hielten, so würde uns unser Gewissen nie einen Vorwurf machen können, daß wir eine Strafe verdient hätten. Denn das glaube ich einmal sicher, daß Gott die Widerspenstigkeit straft, und daß da kein Segen seyn kann, wo Ungehorsam ist. — —

Jetzt trat ein armer Mann mit seinem Weibe und zwey kleinen Kindern herein:

„Lieben Leute! wir bitten um eine christliche Beysteuer; das Hagelwetter hat uns alles zu Grund gerichtet, und Haus und Hof abgebrannt.“

„Mögen euch andere helfen, antworteten die Nachbarn, wir haben selbst den Schauer gehabt.“

„Ich habe doch noch Haus und Vieh, sprach Jakob, was ich habe, das gebe ich euch; da nehmt meinen guten Willen für's Werk an.“

Nachbarn. Da sehet den nothigen, scheinheiligen Tropfen — er möchte uns gar noch zu Schanden machen.

Jakob. Ja wohl, ihr seyd wie jene Scheinheiligen im Evangelium, von denen geschrieben stehet: „die Mücken seihet ihr durch, aber Elephanten verschlucket ihr.“ Ueber Abschaffung eingeführter Gebräuche reißet ihr die Mäuler weit auf, und die Nächstenliebe lasset ihr Nächstenliebe seyn. „Barmherzigkeit ist mir lieber als Opfer“ — sagt unser Herr; versteht ihr mich?

Groll. Wir brauchen deine Predigt nicht, verstehst du mich, oder ich werfe dir den Krug an den Kopf.

Jakob. Der Klügste gibt nach. Wirth! hier ist meine Zeche.

Nachbarn. (ihm nach.) Gut, daß du gehst, sonst hätten wir dich hinausgeworfen.

So wurde denn natürlich der Haß gegen Jakob immer größer und wo sie ihm einen Possen spielen konnten, da thaten sie es sicher. Jakob aber sah weder rechts noch links, und kümmerte sich seiner Nachbarn wegen nicht sonderlich, vertraute auf Gott, und erzog seine Kinder in der Furcht des Herrn. Es waren aber auch seine Kinder der lebendige Abdruck ihres Vaters, fromm, sittsam und voll Liebe, wie er; aber eben darum waren sie es auch, an denen die bösen Nachbarskinder ihre Ungezogenheit ausließen.

Kaspar (so hieß Jakobs Sohn) ging einmal nach Hause. Einige Dorfkinder gesellten sich dazu, und neckten ihn. Hinter einem Zaune lag ein altes Mütterchen, das den Mund verzog und wehmüthig ächzte. Die Kinder lachten über die seltsame Gebärdung, und warfen mit Koth auf sie. „Pfui schämt euch — sprach Kaspar, — alter Leute, sagt der Lehrer immer, muß man nicht spotten. Sehet ihr denn nicht, sie ist ja krank."

Was gehet das uns an, schrieen die Kinder, warfen noch einigemal, und liefen davon.

Kasparn fiel nun bey, daß er in der Schule gehört habe, man soll im Nothfalle Personen, die eine Uebelkeit befällt, mit frischem Wasser bestreichen. Eilend ging er nun zu einer nahen Quelle, schöpfte Wasser in den Hut, und bestrich damit die Schläfe des kranken Weibes. Nachdem

sie sich nach und nach erholt hatte, nahm er sie unter seinen Arm, und führte sie bis an ihr Haus. —

Katharine war einst an einem Nachmittag zur Christenlehre gegangen. Da kam ein Ungewitter, und fürchterliche Regengüsse fielen herab, bis die Nacht anbrach. Jetzt ging Katharine mit einigen Dorfskindern bey Nacht heim. Sie mußten durch einen Wald gehen. Die andern Kinder zitterten vor Furcht, wie ein Espenlaub nur Katharine fürchtete sich nicht. Als sie in die Mitte des Waldes kamen, hörten sie eine klägliche Stimme. „Ein Gespenst! ein Gespenst!!" — schrieen die Kinder, und liefen davon, was sie laufen konnten. Katharine erinnerte sich, daß sie in der Schule oft eine Erzählung gelesen hatte, worin es heißt: „wenn man bey Nacht ein Gespenst zu sehen oder zu hören glaubt, so soll man nur gerade auf das zugehen, was man sieht oder hört, und man wird jedesmal finden, daß es kein Gespenst ist."

Sie faßte also Muth, und ging der Stimme nach. Bald erblickte sie ein Wagenrad, und dann einen Hut. „Das ist nun schon kein Gespenst!" dachte sie, und ging schneller, und die klägliche Stimme wurde immer lauter. Endlich sah sie zwey Pferde an einem Wagen im Gehölze verwickelt, und nicht weit von einander einen Herrn und eine Frau liegen, die schwer verwundet waren, und deren eins dem andern nicht helfen konnte.

„Du bist ein Engel vom Himmel gesandt!" — sprachen sie, als sie das Mädchen erblickten.

„Lieben Leute, erwiederte Katharine, ich kann euch nicht forttragen, habt nur eine kurze Geduld, ich will laufen, was ich kann, und meinen Vater holen!"

„Thu das liebes Mädchen! und eile, was du kannst, du sollst deinen Lohn schon bekommen!"

„Ey was Lohn!" — sprach Katharine, und sprang davon.

Sie erzählte nun dem Vater, was sie gesehen. Der Vater machte sich sogleich auf, spannte seinen Wagen an, nahm seine drey Kinder mit und jedes trug eine Fackel.

Die Verwundeten nahm er auf den Wagen, und Kaspar fuhr damit heim. Der Vater löste die Pferde ab, und wollte sie nachführen, als Kaspar zurückrief: „Vater! noch eines, der Herr und die Frau da sagen, ihr Kutscher müsse nicht weit von da weg auch irgendwo liegen." „Fahret nur zu — schrie der Vater den Kindern nach — und pfleget indessen der Kranken, ich will alles durchsuchen."

Er band also die Pferde an einen Baum, und fand den Kutscher nicht ferne todt liegen. Er nahm den Leichnam mit sich; hob ihn auf ein Pferd, und ritt damit heim.

„Gott tröste dich, armer Philipp, und vergelte dir deine Treue!" sprachen die Kran=

ken, als sie den todten Kutscher hereintragen sahen.

Nun fragte der Vater, wer sie denn wären, und wie ihnen dieß Unglück begegnet sey. „Ich will dir alles erzählen, lieber Vater, fiel Katharine in die Rede, die Kranken sind zu schwach, ihr Unglück zweymal zu erzählen. Sie sind Kaufleute von Hamsterlitz, und waren auf dem Markte zu Seligenburg. Da das Ungewitter so erschrecklich stürmte, sind die Pferde scheu und so wüthend geworden, daß sie der Kutscher nicht mehr bändigen konnte. Er ward abgeworfen, und glaublich gingen die Räder über ihn; der Herr und die Frau da wurden lange fortgeschleift, bis die Pferde in das Gehölz kamen, und nimmer weiter konnten. Sie haben noch dreißig Stunden bis in ihre Heimath.“

Vater. O die unglücklichen Leute! geschwinde will ich das Pferd satteln, und um den Arzt reiten.

Kaufleute. Es soll euch alles vergolten werden, lieber Mann! aber noch eins: in unserm Wagen, der noch im Walde steht, liegt viel von unserm Vermögen.

Vater. Nun Kaspar! so reite du um den Arzt, ich will den Wagen hereinbringen. Du Katharine! koche dem Herrn und der Frau was Gutes, und du Lene unterhalte sie, aber alles geschwinde, geschwinde!

In kurzer Zeit brachte Jakob den vollgepackten Wagen, und verwahrte ihn in seiner Scheune. Bald darauf erschien auch Kaspar mit dem Arzte. Dieser versicherte, daß die Wunden nicht gefährlich seyen, und versprach die Kranken in Bälde herzustellen.

„Jakob! da habt ihr einen guten Fang gemacht“ — sprach der Arzt, als ihn Jakob vor das Haus hinaus begleitete — das ist der Herr Mayr und seine Frau, reiche Kaufleute von Hamsterlitz, wo ich in meiner Jugend in Condition gestanden bin. O, die haben Münze!

„Nichts um des Lohnes, alles nur um Gottes und des Nächsten willen, — das ist mein Spruch“ — erwiederte Jakob, und bath den Arzt, er möchte ja allen Fleiß anwenden, um die Kranken bald wieder herzustellen.

Am zweyten Tag ward Philipp auf Kosten seiner Herrschaft mit allen Ehren zur Erde bestattet. Die Kaufleute wurden mit aller möglichen Liebe verpflegt, und in einigen Wochen glücklich geheilet.

Als nun der Tag anbrach, auf welchen die Abreise bestimmt war, sollte Jakob die Schuldigkeit machen. Da er aber nicht daran wollte, so beschenkten die vermöglichen Leute den Vater und die Kinder reichlich; nur Katharine bekam nichts; „denn — sprachen sie zu Jakob — Katharine mußt du uns schenken. Der Engel hat

uns das Leben und einen Theil unsers Vermögens gerettet, wir wollen sie also auch mit uns nehmen, und sie wie ein eigenes Kind versorgen. Wir haben eine einzige Tochter. Jakob! du sollst dich um Katharinen nichts mehr zu bekümmern haben — schlag ein!"

Jakob. Katharine! willst du?

Katharine. O ja Vater! in eine Stadt hätte ich ja schon immer gerne kommen mögen.

Jakob. Nun so küsse dem Herrn und der Frau die Hände, und danke ihnen für den großmüthigen Antrag.

Nun machte Katharine ihr Päckchen zusammen, und reisete am bestimmten Tage unter tausend Segenswünschen des Vaters und ihrer Geschwister mit den Kaufleuten ab.

„Sehet Kinder! — sprach Jakob, als der Wagen fort war — der liebe Gott hat nun unserer Katharine schon ein Plätzchen geschickt; bleibt nur immerhin gute Kinder, dann wird Gott auch euch versorgen."

Nicht lange darnach schrieb Katharine, daß es ihr so gar gut gehe, und daß sie wirklich wie ein Kind vom Hause gehalten werde. Darüber freueten sich der Vater und die Geschwister unendlich, und priesen Gott für seine Güte.

In dem Leben des Menschen wechseln immer Freuden und Leiden, wie Licht und Schatten in einem Gemälde. Dieß mußte auch Jakob erfahren.

Kaspar deckte einmal das Hausdach. Er fiel herab, und brach sich den linken Arm und Fuß. Man hob ihn halb todt auf, und es schien, er müsse den Fall mit dem Leben büssen.

Doch wurde er nach langer Zeit wieder hergestellt, blieb aber krüppelhaft, und zur Bauernarbeit für immer untauglich.

Es war nun freilich ein schmerzhafter Anblick für Jakob, seinen Kaspar, der ihn vorher aller Arbeiten schon so leicht überheben konnte, auf einmal so elend zu sehen. „Doch Gott ist ja auch ein Vater der Elenden. Er wird auch für Kaspar sorgen" — dachte er, und stellte sich einen Knecht ein.

Ein paar Jahre vergingen, und Jakob war der Unbrauchbarkeit seines Sohnes ungeachtet immer getrost.

Aber jetzt hatte ihm Gott noch eine Prüfung aufbehalten, ehe er ihn zu sich nehmen wollte.

Eine Krankheit riß in seinen Viehställen ein. Ein Rind fiel nach dem andern, nur von den zwey Pferden blieb ihm noch eins übrig. Jakob verlor auch bey diesem Leiden nie die ausharrende Geduld und die Ergebung in den Willen Gottes; aber seinen Körper griff es doch so sehr an, daß er selber schwer krank wurde.

So groß nun über diese Unglücke der Jammer in Jakobs Hause war, so groß war auch der Triumph in den Häusern der Nachbarn. Lene durfte alle Häuser abgehen, um Milch und

Schmalz zu erbitten, und das Geld dafür auf der Hand haben; sie ward entweder mit Grobheiten abgewiesen, oder es hieß, man könne nicht helfen, und sie hätten daheim mit dem kranken Vater Hunger leiden müssen, wenn sich nicht doch eine Bäuerin ihrer erbarmt, und ihnen in geheim zur Nothdurft ausgeholfen hätte.

Des Frohlockens in der Schenke war nun kein Ende mehr. Groll und Knoll ließen sich ihr Bier noch so wohl schmecken, weil sie nur Jakob im Unglücke sahen. „Jetzt einmal, Nachbarn! fieng Groll an, jetzt, jetzt sehet ihr augenscheinlich, daß die Strafe Gottes in Jakobs Hause ist. Was sagte ich aber auch immer, Gott müßte ja sonst nimmer der alte gerechte Gott seyn."

Ein paar Nachbarn. Hast recht, Groll.

Jetzt trat ein Fremder in die Zechstube — in einem schlechten Mantel eingehüllt: „Wirth! eine Maaß Bier!" sprach er, und nahm neben den Bauern Platz.

Die Bauern aber achteten seiner nicht, und

Groll fuhr fort: „Wo Ungehorsam ist, kann kein Segen seyn" — sagte uns der Tropf in's Gesicht; aber er hat gewiß den Segen davon, daß er bey dem Grafen und bey den Geistlichen so geschäftig herumschmeichelt. Ja schön, da hat ihm der Sch . . . seinen Segen auf dem Karren fortgeführt. Wenn das keine Strafen Gottes für Jakob sind, so weiß ich nimmer, was — — —

„Und was soll denn dieser Jakob Böses gethan haben, wenn man fragen darf — fiel ihnen der Fremde in die Rede — daß ihn Gott so schwer sollte gestraft haben?"

Groll. Böses genug, er ist wider uns alle und hält es mit der saubern Obrigkeit, und dabey möchte er uns auch schimpfen, der elende Kerl; wir wollen einmal auf unsern Glauben leben und sterben; aber er — wie ihm der Graf und der Pfarrer vorpfeifen, so tanzt er nach. Jetzt hat er's, da hat sich sein naseweiser Sohn Arm und Bein gebrochen, sein Vieh hat der Sch . . . geholt, und er selber kann in Elend und Noth dahinsterben.

Der Fremde. Und da werdet ihr ihm wohl in seinem Elende nachbarlich beyspringen?

Groll. Beyspringen? ja da — wenn er halb todt vor mir läge, ließ ich ihn liegen.

Knoll. Und wenn ihm das Wasser bis in's Maul rinnt, ich ziehe ihn nicht heraus. Aber wartet nur, bis er einmal die Augen zu hat; seine Kinder sollen es erfahren, daß er uns nicht zu schimpfen hatte.

Der Fremde. O ihr unchristlichen Leute! Lehret euch das die Nächstenliebe?

Groll. Aha, er ist auch einer von den Neumodischen! Ja ja, das sind mir schon die rechten, die immer von der Nächstenliebe reden! — Kurzum da hat uns niemand einzureden, und wem es nicht recht ist, der kann sich's recht machen.

„Es wird schon recht gemacht" — sprach der Fremde, und ging aus der Stube.

Knoll. (ihm nach.) Das muß mir ein sauberer seyn. Wäre er ein ehrlicher Kerl, so hätte er den Hut nicht so tief unter den Augen, und ließe sich in's Gesicht schauen.

Hastig trat jetzt der Wirth in die Stube: „Nachbarn! da habt ihr Händel angefangen. — Der Fremde ist unser Graf. Als ich ihm auf das Pferd half, fiel der Mantel auseinander, ich erblickte seinen Stern, und da kannte ich ihn gleich."

Groll. Meinetwegen, Graf hin Graf her. Das hat er von seinem Spioniren, daß ihm hie und da die Wahrheit recht in's Gesicht gesagt wird.

Knoll. Meinetwegen auch, Graf hin Graf her. Jetzt lasse ich mir noch eine Maaß schmecken. Kellnerin, eingeschenkt!

Die übrigen Bauern machten sich nach einander davon. Groll und Knoll gingen endlich auch, und schliefen ihren Rausch aus.

In Jakobs Hause wurde es indeß immer trauriger. Der kranke Vater wurde immer schwächer, und das Weinen der Kinder immer kläglicher. Sie waren wie Lämmer unter den Wölfen. Wo sie Mitleiden suchten, fanden sie Schadenfreude, und anstatt Hülfe, neue Plagen.

„Ach, lieber Vater! — jammerten die Kinder — wenn du uns verläßest, wie wird es uns armen Kindern ergehen?"

Vater. Weinet nicht, Kinder. Wenn auch ich euch verlassen muß, so wird doch noch Gott euer Vater seyn.

Ich kann euch nimmer helfen; denn ich bin schwer heimgesucht, und nun auch noch in's Bett herein gebunden. Aber die Hand Gottes hat es gethan, Kinder! Das Gütlein werdet ihr freylich nicht behaupten können, dieß sehe ich wohl. Wenn ihr es aber verkaufet, so werdet ihr euch mit dem erlösten Gelde und mit Gottes Hülfe doch durchschlagen können.

Kinder. Aber, lieber Vater! wir haben ja keinen Menschen im Dorfe, der uns lieb hätte, und wir sind ja noch unverständig, wer wird die Sache über sich nehmen?

Vater. Darüber seyd ohne Sorgen. Unser Herr Graf ist ein guter Herr, und wenn ich bey ihm war, so klopfte er mich oft auf meine Schultern, und sagte: „Jakob, du bist mir ein lieber Unterthan; fehlt dir was, so komm zu mir.“ Wendet euch nur an ihn, er wird sich gewiß eurer annehmen.

Indeß Vater und Kinder so klagten und sich trösteten, hörten sie Kühglocken schallen, und auf einmal standen drey fette Rinder und ein Pferd vor ihrem Hause, als zugleich der Hausmeister des Grafen in die Stube trat.

Hausmeister. Lieber Jakob! mein Hr. Graf läßt dir einen freundlichen Gruß sagen, und weil

die Seuche nachgelassen hat, so schickt er dir hier zum Lohn für deine Treue und Liebe gegen ihn einige Stücke, damit du deine Ställe wieder anfüllen kannst, und da eine kleine Beysteuer auf das Krankenbett — womit er ihm einige Goldstücke überreichte.

Der kranke Jakob konnte nichts, als weinen vor Freuden. „Mein Gott! sprach er endlich und hob die schwachen Hände gegen Himmel — mein Gott! unendlich ist deine Güte! vergelte du es dem lieben guten Grafen. — Danket dem Herrn Grafen, sprach er jetzt zum Hausmeister, danket in meinem und meiner Kinder Namen, was ihr ihm danken könnet. O, ich will gewiß für ihn bitten, wenn ich bey dem lieben Gott seyn werde."

Hausmeister. Der Graf wird dich morgen selbst heimsuchen. Er wäre heute schon gekommen; aber so hat er ein Verhör mit deinen Nachbarn vorzunehmen. Gott behüte dich!

Nun reinigten die Kinder die Ställe neuerdings aus, machten Rauch von Wachholder, und führten endlich das schöne Vieh hinein.

„Sehet Kinder! sprach dann der Vater! Gott verläßt uns nicht. Er nimmt und giebt wieder. Er hat unsre Katharine versorgt, er hat uns wieder Vieh geschickt: Kinder! er wird auch euch nach meinem Tode nicht verlassen."

Am folgenden Tage kam auch der Herr Graf wirklich, und Groll und Knoll kamen mit ihm. Er begrüßte Jakob freundlich. Dann aber wandte er sich an die Nachbarn.

„Nun kommt, und bittet euern Nachbar um Verzeihung für alles Unrecht, was ihr ihm angethan habet.“ Die Nachbarn thaten es. Jakob reichte ihnen seine Hand, und sprach mit gebrochener Stimme: „Liebe Nachbarn! es ist euch alles verziehen!“ Dann nahm der Graf die zwey Kinder unter seine Arme, und sprach: „Wisset, ich will der Vater dieser Kinder seyn, und wehe dem, der es wagt, ihnen was zu Leide zu thun.“ — (zu den Nachbarn.) Eure erste Pflicht habt ihr erfüllt, aber der Strafe, die ich euch ankündete, habt ihr euch ohne Verzug zu unterziehen.

Jakob hob jetzt die Hände auf, und sprach mit leiser Stimme: „Ich bitte um Gnade für sie.“

Nun denn, sprach der Graf, auf die Fürbitte meines lieben Jakobs soll euch die Strafe nachgelassen seyn. Aber richtet in Zukunft nimmer so lieblos, und lasset ab von eurem wilden Trotze, da es noch Zeit ist; sonst straft euch ein höherer Richter, der sich nicht mehr so leicht erbitten läßt.“

Die Nachbarn zitterten am ganzen Leibe, ließen die Köpfe hängen, und schlichen beschämt fort.

„Gnädiger Herr, fieng nun Jakob an, wie habe ich doch so viele Gnade verdient? Gottes

Lohn und Segen komme über Sie, und ihr ganzes Haus!!“

Graf. Ein so treuer Unterthan, wie du, hat alle Hülfe schon längst verdient. Sey ruhig, und sorge dich deiner Kinder wegen nicht; ich will für sie sorgen ihr Leben lang. — Gott behüte dich, morgen sehe ich dich wieder.

Nun gab er Jakob seine Hand, und verließ die Stube.

Jakob. O! nun bin ich wieder ein so glücklicher Vater! Kinder, danket, betet für euern gnädigen Wohlthäter. O nun sterbe ich gerne. Nur meine liebe Katharine möchte ich noch einmal sehen. Doch — sie steht unter Gottes Schutz, wie wir alle, und unter Gottes Schutz ist gut seyn, Kinder.

Jakob hatte sich schon vor zwey Tagen mit den heiligen Sterbsakramenten versehen lassen, und wurde am dritten Tage darnach so schwach, daß er kaum noch einen leisen Laut von sich geben konnte. Er ließ also den Herrn Pfarrer zu sich bitten; denn Jakob empfand sich. Der Herr Pfarrer erschien mit Freuden und ging diesen ganzen Tag nimmer von Jakobs Bette. Er las ihm tröstliche Stellen aus der heiligen Schrift vor, bethete mit den Kindern gemeinschaftlich für den sterbenden Vater, und sprach ihm zu bis auf den letzten Athemzug.

Auf den Abend lag Jakob wirklich schon in den Todesschwächen da, als der Herr Graf auch wieder erschien.

Mit einem durchdringenden Blicke voll dankbarer Liebe sah ihn Jakob an; denn reden konnte er nicht mehr. Nur die Hände und Augen hob er noch hie und da zum Himmel, als wollte er hinaufrufen: „Vater! nimm meinen Geist in deine Hände auf!“ Nach einer kurzen Weile griff er in die letzten Züge, und in einem Viertelstündchen entschlief er unter den Zusprüchen des Herrn Pfarrers sanft und selig. Untröstlich fielen die Kinder über den entseelten Vater her, und salbten die Leiche mit ihren Thränen. Der Herr Graf wurde durch den schönen Tod Jakobs bis zu Thränen gerührt.“ „Ja wahrlich — sprach er endlich — schön ist das Leben des Gerechten, aber schöner noch ist sein Sterben!“ „Und noch schöner und herrlicher wird einst seine Auferstehung seyn;“ — fuhr der Herr Pfarrer fort.

Dann trösteten sie die Kinder, und der Herr Graf versicherte sie noch einmal, daß er Vatersstelle an ihnen vertreten wolle.

Zwey Tage darnach wurde Jakob begraben.

Die Todtenfahne wehte schon vor dem Hause, das Wehklagen der Kinder überschrie das Gebeth der Versammelten, und die Träger standen schon mit der Leiche unter der Hausthüre, als ein Wagen daher fuhr.

Eine Jungfrau mit einem Brautkranz auf dem Haupte sprang heraus, und schrie: „Stille, Träger, stille! — Herr Jesus, das ist die Leiche meines Vaters!"

„Katharina! liebe theure Schwester! ach! wir unglücklichen Kinder!" — riefen ihr Kaspar und Lene entgegen, und weinten noch bitterlicher.

„Katharine!" lispelte es unter den Umstehenden von Ohr zu Ohr. Die Träger mußten die Bahre absetzen. „Ich muß meinen Vater noch sehen" — schrie Katharine. Ohngeachtet aller Widerrede der Umstehenden mußte der Sarg geöffnet werden. Sie küßte ihren Vater noch unter häufigen Thränen, nahm ihren Kranz vom Haupte, und gab ihn dem Vater in's Grab mit. Endlich zog man sie mit Gewalt weg, und schloß den Sarg. Nun band sie eilig statt des Brautkranzes den Trauerflor um ihr Haupt, und begleitete die Leiche zum Grabe.

„Ach, liebe Katharine! er ist so schön gestorben, wie ein Heiliger, — sprachen die Geschwister, als sie aus der Kirche an die Grabstätte hingiengen — und sein letzter Wunsch war kein anderer, als dieser: — Wenn ich nur meine Katharine noch einmal sehen könnte."

Katharine. Ach! ich unglückliche Tochter konnte seinen väterlichen Segen nimmer erbitten!!

Nun blieben sie mit einander lange Zeit am Grabe knieen, weihten den Hügel mit ihren Thränen ein, und betheten.

Im Heimgehen sprachen sie von nichts anderm, als von den väterlichen Ermahnungen, von der Liebe und den Wohlthaten ihres Vaters, und bey jeder neuen Erinnerung flossen die Thränen immer häufiger.

„Ach ich unglückliche Braut! — sprach Katharine, als sie zu Hause ankamen — mußte das erstemal wieder das Vaterhaus sehen, ohne den Vater zu finden! ach! nun sind mir meine schönsten Freuden verdorben."

Geschwister. Nun, so erzähle uns jetzt, wie du so schnell Braut wurdest.

Aber Katharine konnte nicht erzählen. In ein lautes Schluchzen brach sie mit ihren Geschwistern von neuem aus.

Nachdem sie sich endlich wieder gefaßt hatten, fieng Katharine zu erzählen an:

„Ihr wisset, meine Wohlthäter hatten eine einzige Tochter. Diese ist vor einem Vierteljahre auch gestorben, und nun — haben sie mir ihr Haus übergeben, und ein Vetter von ihnen ist mein Bräutigam. Ach diese Freude hätte ich dem unvergeßlichen Vater heimgebracht!"

Nach manchen Lobpreisungen Gottes für seine Güte gegen Katharinen, und neuen Klagen über den Tod des Vaters erzählten ihr Kaspar und

Lene von den Unglücken der letzten Monate, und wie sich der liebe Gott ihrer erbarmt, und ihnen an dem Herrn Grafen einen zweyten Vater geschickt habe.

Am andern Tage giengen sie mit einander wieder an die Grabstätte des Vaters, und weinten und betheten, wie gestern.

Von da giengen sie in das herrschaftliche Schloß, dankten dem Herrn Grafen für alle erwiesene Gnaden, und baten ihn auf's neue, er möchte seine Hand nicht von ihnen abziehen. Der Herr Graf hielt auch Wort. Kasparn nahm er zu sich. Da dieser im Schreiben, Rechnen, und andern Kenntnissen wohl unterrichtet war, so hatte er in der Folge mit den jungen Herrschaften mancherley Unterhaltung, indem er mit ihnen alle diese Uebüngen vornehmen durfte. Auch ward er abgerichtet, daß er in der Kanzleistube abschreiben konnte, und so war der krüppelhafte Kaspar herrlich versorgt.

Lene übernahm nach einiger Zeit durch die Unterstützung des Herrn Grafen das Vatergut. Und da ich dieß schreibe, erzählt man mir: „Lene und Kaspar sind gestern nach Hamsterliz gereiset; denn Katharine wird übermorgen Hochzeit halten."

XII.

Der Wegweiser.

Es war einmal ein Jüngling von etlichen zwanzig Jahren.

Seine frommen Eltern hatten ihn mit wachsamen Auge zur Gottesfurcht erzogen. Vorzüglich von sein er Mutter ward er, da der Vater schon viel früher starb, wie auf den Händen getragen. Aber leider! auch die gute Mutter folgte dem Vater, ehe Gottlieb (so hieß der Jüngling) kaum zwanzig Jahre alt war.

Jetzt traf ihn denn das Loos, zu wandern, und unter fremden Leuten umherzuziehen.

Gottlieb war von einnehmender Gestalt, und mit manch anderer Gabe ausgerüstet, die ihm überall leicht Eingang und Liebe verschaffte.

Deßwegen hatte er auch das Unglück, verschiedene Gefahren durchlaufen zu müssen.

Anfangs, da die Ermahnungen seiner geliebten Mutter noch in seiner Seele hafteten, war es ihm so schwer nicht, sich glücklich durchzukämpfen.

Allein er ward nach und nach immer schwächer; mit jedem Tag vergaß er mehr seiner frommen Eltern, fand das lockende der Verführung lieblicher, und fiel — und fiel immer tiefer.

Er ergab sich der Spielsucht, der Wollust der Unmäßigkeit aller Art, und bald ward ihm jede Art von Ausschweifung bekannt und willkommen.

Er lebte wie in einem Rausche dahin, hatte seinen Gott und seine Eltern, und damit alles Gute vergessen. In diesem wilden Sinne schwelgte er mehrere Jahre dahin.

Endlich empfand er die schrecklichen Folgen desselben an Leib und Seele. Seine Gesundheit war zerrüttet, seine Kräfte erschöpft, seine Schönheit verschwunden. Sein Gewissen schreckte ihn Tag und Nacht; er fand nirgends Ruhe, überall wurde es ihm zu enge, alles war ihm leer und öde; er gieng und wußte nicht — wohin; allenthalben verfolgten ihn Angst und Reue. Das Bild seiner seeligen Mutter schwebte ihm nun wieder vor Augen. Wehmüthig dachte er an die tausend Mutterworte, die er im Taumel der Verirrung vergessen hatte, und diese Erinnerung machte ihm sein Elend erst recht fühlbar. Eines Tages stand ihm sein ganzes Unglück wie lebendig vor Augen. Der Schmerz trieb ihn in's Freye hinaus. Er lief, stand stille, schlug

sich vor die Stirne, lief wieder, weinte, schrie, heulte und konnte nirgends Ruhe finden.

An einer Quelle, vor welcher ein Kreuz aufgerichtet war, warf er sich endlich nieder, und konnte nach langem Kampfe mit sich selber einschlummern. Er erwachte aber bald wieder, rang die Hände, und weinte bitterlich. „Ach! gute Mutter! rief er im tiefsten Schmerzgefühl, als er einen freundlichen alten Mann vor sich stehen sah, der ihn bemerkt hatte, und den erschrockenen Jüngling traulich ansprach.

Der Alte. Erschrick nicht, lieber Junge! verzeih, wenn ich dich sollte gestört haben! (näher hinzu tretend) wie? — Thränen in deinen Augen?

Gottlieb. Lieber Mann! wenn du wüßtest, wie unglücklich ich bin, du würdest mit mir weinen, — ich Elender!

Der Alte. Du unglücklich im Frühlinge deines Lebens! — Und warum seufztest du denn nach deiner Mutter?

Gottlieb. Ach! das ist eben mein Elend. Meine Mutter ist nicht mehr. Sie war die beste der Mütter, und hätte ich ihrem Rathe Gehör gegeben, ich wäre nicht so unglücklich.

Lieber Mann, dein Gesicht ist freundlich, und dein Blick voll Liebe sagt mir: ich darf reden, wie's mir im Herzen liegt.

Der Alte. Rede guter Jüngling! deine Klagen haben mein Herz gerührt; und wenn ich dir helfen kann, so will ich den heutigen Tag unter die schönsten meines Lebens zählen.

Gottlieb. Höre denn, und hilf mir, wenn du kannst.

Ich zähle nun bald mein sechs und zwanzigstes Jahr. Da meine Mutter noch lebte, war ich ein Jüngling voll Munterkeit, geliebt von Jedermann, denn ich ehrte meine Mutter, und that nach ihren Winken. Ach! nicht einmal ermahnte und bath sie mich mit aller mütterlichen Zärtlichkeit: „Gottlieb! Schau' und bau' auf Gott; vergiß seiner nie: sonst bist du hülfe- und trostlos dein Leben lang!"

Und nun lebte ich mehr als sechs Jahre dahin, und dachte nimmer an Gott. An thörichter Lust hieng mein ganzes Herz.

Nicht einmal warnte sie mich:

„Gottlieb! trau den Verführern nicht; sie führen dich der Hölle zu!"

„Meide den Müssiggang; er reißt dich zu jedem Laster fort!"

„Werde kein Säufer, sonst wird du dein eigener Todtschläger."

„Fliehe das Spiel; denn die Spielsucht macht Tagdiebe, bringt Schande, und zuletzt den Bettelstab!"

Diese Lehren prägte sie mir stets ein, und dann pflegte sie beyzusetzen:

„Ehre deine Mutter, Gottlieb, auch wenn sie nicht mehr seyn wird, und folge ihren Worten; dann wird dich der liebe Gott gewiß behüten. Solltest du aber einmal ihrer vergessen, und deinem Leichtsinne folgen, dann wird dir dein eigenes Unglück die Augen aufschließen, und du wirst wieder an mich denken, und mich aus dem Grabe herausscharren wollen, wenn du könntest."

Und wenn ich erst an jene feyerliche Nacht zurückdenke, da sie mich bei allem, was heilig ist, beschwur, immer auf Gottes Wegen zu wandeln: da durchfährt es schneidend mein Innerstes. Acht Tage vor ihrem Tode war es, als sie mich Abends in die Kirche führte, wo wir in stiller Anbethung verweilten, bis die Nacht anbrach. Nun mußte ich ihr folgen zur Grabstätte meines Vaters. Weinend kniete sie auf der einen Seite des Hügels, und ich auf der andern. „Gottlieb! — fieng sie endlich an — Gottlieb! nicht lange mehr, und ich werde deinem Vater zur Seite schlummern. Ich sterbe gerne, nur du, dein Wohl oder Wehe liegt mir schwer auf dem Herzen. Sanft würde mein Gebein ruhen, wenn ich dich gut und glücklich wüßte; aber schwer würde mich die Erde drücken, und ich würde mich, wenn ich könnte, im Grabe noch umwenden, wenn du ausge-

artet und böse werden solltest. Gottlieb! bei der Asche deines Vaters beschwöre ich dich, bleibe fromm, und fürchte Gott dein Leben lang!! — Ich schwöre es dir, theure Mutter, sprach ich. Gott im Himmel, und der stille Mond, dessen Silberschein diese heilige Stätte beleuchtet, seyen Zeugen meines Schwurs!"

Indem wir noch eine Weile betheten, erhob sich auf einmal ein gewaltiger Windstoß. Schauerlich tönte von den Trümmern des verfallenen Schloßthurms das Geächze der Eulen und Uhus; fürchterlich knarrten die eisernen Kreuze — vom Sturme erschüttert. Eine schwere Ahndung befiel mich und — wenn ich abergläubisch seyn könnte, so glaubte ich, die Natur habe meinem Meineide geflucht, und mein jetziges Unglück vorhergedeutet.

O — die gute Mutter! — ich Elender! — bin es — nimmer werth — ihren Namen auszusprechen!!

Der Alte. Fasse dich zuerst, mein Lieber! Du bist jetzt sehr in Bewegung. Ruhe ein wenig aus, und dann erzähle weiter.

Gottlieb. Ruhen? Ich kann nicht ruhen, bis mir geholfen ist. Laß mich, ich bitte dich, laß mich gleich erzählen.

Sieh! ich gerieth in böse Gesellschaft, und verlor meine Unschuld.

Ich aß, trank und spielte Tage und Nächte durch, und trieb alle Schandthaten, die das Tageslicht scheuen. Jetzt erst — hat mir mein eigenes Unglück die Augen aufgeschlossen, wie's mir meine Mutter prophezeyte. Ich kenne mich ja selbst nicht mehr. Sieh nur, wie mein ganzer Körper so entkräftet und siech ist! Die Füße tragen mich kaum mehr! Ich erschrecke vor mir selbst, wenn ich da in der Quelle meine Todtenblässe erblicke. Die Gewissensbisse jagen mich Tag und Nacht umher, und eben heute trieb mich mein Jammer da heraus, und ich wollte in einem kurzen Schlummer Ruhe finden. Im Schlafe glaubte ich, es stünde meine Mutter vor mir. Ich wollte auf sie zugehen, und ihr die Hand küssen. Aber sie stieß mich von sich, hob den Finger auf, und drohte mir. Da erwachte ich, und konnte nur die Worte jammern: „Gute Mutter!"

Ja, nicht umsonst drohtest du mir, du Unvergeßliche! denn ich bin ja der ungerathenste Sohn auf Gottes Erde. O lieber Mann! rathe, hilf, sag, wie kann ich der Verzweiflung noch entgehen?

Der Alte. Sey ruhig, mein Sohn! du bist noch nicht verloren. Kannst du auf mich vertrauen?

Gottlieb. Wie sollte ich nicht trauen dem freundlichen Gesichte, dem mitleidigen Herzen, und der Liebe, die sich meiner so väter-

lich erbarmt! Mein ganzes Herz will ich dir geben.

Der Alte. Laß dich küssen, mein Sohn! Und nun sag mir, was willst du vor Allem?

Gottlieb. Ruhe—Ruhe; denn die Unruhe, welche ich jetzt empfinde, martert mich bis zur Verzweiflung, wenn mir nicht geholfen wird.

Der Alte. Willst du Ruhe mit allem Ernste?

Gottlieb. Ach! wie sollte ich denn das nicht mit allem Ernste wollen, wornach ich weine und schreie.

Der Alte. Nun denn, wenn du Ruhe mit allem Ernste willst, so wirst du sie finden — so gewiß, als du heute mich gefunden hast.

Gottlieb. O! so sage, sage mir doch, wie kann ich sie finden? Hilf mir, ich bitte dich.

Der Alte. Du bist noch nicht so unglücklich, wie du glaubst. Denn sieh, Gott, den du ausser Acht gesetzet, hat dir deine Augen und dein Herz geöffnet, daß du deine Sünde erkennen kannst. Und wer seine Sünde einmal erkennet, und das Elend der Sünde tief empfindet, der hat den Weg der Besserung schon so viel als angetreten. Und sobald du dich besserst, und wie der verlorne Sohn zu dem Vater heimkehrest, und dich vor ihm niederwirfst: „Vater! ich habe gesündiget — gegen dich und den Himmel; ich bin nicht mehr werth, dein Sohn zu seyn" — so hast du auch die erwünschte Ruhe gefunden.

Gottlieb. Gott! wenn's so leicht wäre, ich würde nimmer weinen, sondern küssen die Gnadenhand des Herrn, der sich des Nichtswürdigen noch erbarmen wollte, und dich, himmlischer Freund, würde ich wie einen Schutzgeist verehren, und deiner ewig nimmer vergessen.

Der Alte. Ja, mein Lieber! so leicht ist es, wenn du Entschlossenheit und Muth genug hast, alles zu thun, was ich dir sagen werde.

Gottlieb. Sprich nur; ich fühle mich jetzt stark genug zu allem.

Der Alte. Wie du selbst bekanntest, war dein bisheriges Leben „Haß gegen Gott — und Liebe zu dir selbst." Du folgtest blind hin nur deiner Eigenliebe mit Verachtung des göttlichen Gesetzes. Du mußt nun ein ganz neuer Mensch werden, und vom Grunde aus umkehren. Dein künftiges Leben soll also „Liebe zu Gott — und Verläugnung deiner selbst" werden.

Gottlieb! Ich verstehe dich nicht ganz, rede deutlicher.

Der Alte. Sieh, du giengst bisher den Verführern nach, weil sie dir Lockspeisen vorsetzten, die deinem Eigenwillen schmeichelten. Jetzt sollst du deinen Eigenwillen bändigen, und nicht mehr wollen, was er, sondern was Gott will, — also fliehen jene Bösewichte, und verschmähen alle Lockungen, die dich bisher bethöret haben.

Du jagtest der viehischen Freß- und Sauflust und andern Ausschweifungen nach, weil es deinem Fleisch wohl that, nirgends Maaß zu halten in dem, wornach es lüstern ist. Jetzt mußt du Fleisch und Blut beherrschen, dich ganz allein Gottes Willen unterwerfen, und darnach thun, möge es Fleisch und Blut noch so wehe thun. Das heißt: „umkehren und ein neuer Mensch werden; dieß ist der Weg zur Buße. Und auf einem andern Wege kannst du die Ruhe nicht finden, nach der du ringst.

Gottlieb. Nun versteh ich dich, und — wie mir jetzt zu Muthe ist, glaube ich, ich könnte Ruhe finden.

Denn die Verführer kann ich leicht fliehen, indem ich mir bei ihnen ja nur mein Elend holte.

Der Wol- und Spiellust kann ich ja nicht länger mehr nachgehen; denn mein siecher Körper, die Armuth, und die Verachtung, welche mir von allen Seiten begegnen, und die Folter meines Gewissens schreyen mir ja überlaut zu: „Kehre um, sonst bist du verloren!"

Der Alte. Gott segne deine Vorsätze, und stärke deinen Muth, damit du das schöne Ziel erreichen mögest, welches dir in diesem Augenblicke so nahe erscheint. Nur eine feste Entschlossenheit, und du findest es sicher.

Gottlieb. Und die Entschlossenheit fühle ich jetzt in mir, alles lieber zu leiden, als die bittere Unruhe, die mich bisher geißelte.

Der Alte. Dann wohl dir! So hat dich Gottes Huld auf die rechte Bahn geführt. Geh nur standhaft fort, und du wirst frohlocken: ich habe gefunden!"

Gottlieb. Ich sollte finden! aber — wenn ich mich auch werde gebessert haben, wird mein Gewissen doch nicht aufhören, mir die begangenen Fehltritte vor Augen zu stellen, und die Gerechtigkeit Gottes wird meiner vielen Sünden nicht vergessen. Woher dann Ruhe nehmen?

Der Alte. Fürchte nichts, mein Sohn! Der lebendige Glaube an Jesum Christum wird dir volle Ruhe schaffen. Wer an Christum glaubt, der kann über seine begangenen Sünden — und wäre er auch noch so tief gefallen — furchtlos seyn. Eben darum stieg er ja vom Himmel herab, nahm Knechtesgestalt an, litt und starb am Kreuze, damit alle, die an Ihn glauben, das ewige Leben haben. Und, wenn du von ganzem Herzen an Ihn glaubst, und lebendig glaubend Buße thust, so darfst du an alle Sünden deines Lebens nimmermehr denken, du kannst sie ansehen, als wären sie nie da gewesen; denn Christus hat sie durch seinen Tod — wie ausgetilgt. Dieß ist ja eben das Heil des Christenthums: „Wer Buße thut, und an Christum glaubt, dem sind die Sünden nachgelassen." In diesem Glauben haben die Ehebrecherin, die Sünderin im Evangelium, und alle Christen aller Zeiten ihr Heil gefunden. Wenn

ihr Herz das Wort aussprach: „Herr! ich glaube:" so hörten sie das andere Wort: „Deine Sünden sind dir nachgelassen; gehe hin und sündige fortan nimmermehr; dein Glaube hat dir geholfen."

Gottlieb. Göttliches Christenthum! So helle leuchtete es mir noch nie ein, wie wohlthätig du bist. Ja ich glaube von ganzem Herzen.

Der Alte. Nun dann — wenn du glaubst, so sind dir deine Sünden nachgelassen; nur thu wahre Buße, und sündige fortan nimmermehr!

Gottlieb. Himmlischer Freund! ich kann dich für nichts anderes ansehen, als für einen Engel Gottes — zu meiner Rettung gesandt. Wie leicht ist mir jetzt um das Herz, und vor einer Stunde lag's noch so schwer darauf, wie Zentnersteine! Sage, wie kann ich dir genug danken für deine Liebe?

Der Alte. Keinen Dank mein Sohn! Der Herr sey mit dir, und helfe dir aus deinen Nöthen! Und, wenn du an seiner Hand wieder gut und froh wirst geworden seyn, dann will ich mich freuen mit den heiligen Engeln, daß ein Sünder Buße that. Diese Freude versprich mir; sie wird mir über allen Dank seyn.

Gottlieb. Laß dir die Hand küssen, mein Vater! Dieser Kuß sey das Siegel meines heiligen Versprechens, nimmermehr den bösen Weg zu gehen.

Der Alte. Laß dich umarmen, und laß uns danken dem Herrn, daß er uns heute zusammenführte, und so viel Trostes werden ließ.

Gottlieb. Noch eine Bitte, lieber Vater! Du wirst sie mir nicht versagen.

Der Alte. Rede! Du kannst nicht zu viel von mir begehren.

Gottlieb. Deine väterliche Belehrung hat mir heute so wohl gemacht. Ich bin noch jung und unerfahren, bedarf also eines wohlgemeinten Rathes noch öfter. Willst du auch in Zukunft mein Rathgeber seyn?

Der Alte. Mit herzlicher Freude. Täglich um die siebente Abendstunde findest du mich an dieser Quelle.

Höre! ich habe einen einzigen Bruder, der mit mir lebt, und den ich liebe von ganzer Seele.

Nachdem unsere Eltern gestorben waren, zog er in die Fremde. Viele Jahre wußte ich nicht, ob er noch lebe, oder schon todt wäre. Ich erkundigte mich überall nach ihm, schrieb allenthalben hin, und konnte ihn nimmermehr erfragen. Ich seufzte immer nur nach meinem Friedrich (so heißt mein Bruder) und bethete täglich: „Gott! bringe mir meinen Friedrich wieder zurück!"

Es war vor 28 Jahren der zwölfte August, da ich an dieser Stätte recht innig also gebethet hatte, und sieh, da kam die Freudenpost: „Dein Bruder lebt, und ist angekommen, dich zu umarmen!"

Er war wirklich da mein innigstgeliebtester Bruder, und — seitdem feyre ich hier täglich meine Abendstunde im Gebethe zu Gott. Denn mein Friedrich ist die Freude meines Herzens.

Gottlieb. Gott sende dir noch unzählige andere Freuden, und lasse dich in deinem Alter des Lebens recht froh werden!

Und nun, wenn ich eines Rathes bedarf, so bin ich in der siebenten Abendstunde wieder hier, und bitte dich um Rath und Hülfe.

Der Alte. Gott segne dich, und sey und bleibe mit dir!

Jetzt umarmten sie sich. Der Jüngling gieng getröstet seine Wege; der Alte kniete nieder, und feyerte vor dem Kreuze bethend seine Abendstunde.

XIII.

Der Wegweiser.

(Eine Fortsetzung.)

Gottlieb lebte einige Tage ganz ruhig. Allein auf einmal fiel der Unglückliche wieder; denn er war zu tief gesunken, als daß er nicht mehr hätte fallen können. Beynahe die vorige Unruhe trat wieder ein, doch konnte er sich schnell fassen: „Wohlan! sprach er, ich will mich aufmachen, und zu meinem Freunde eilen" — und gieng wieder zur Quelle.

Der milde Rathgeber erschien zur gewöhnlichen Stunde.

„Warum so niedergeschlagen, mein Sohn?"

Gottlieb. Ach! ich bin wieder der vorige elende Mensch geworden — und sollte nicht niedergeschlagen seyn? Du lieber Gott! wo wird wohl für mich noch Rettung seyn?

Der Alte. Sage mir, Lieber! wie gieng es denn zu, daß deine Vorsätze so schnell gebrochen sind?

Gottlieb. Wie es zugieng? ach! das weiß ich selbst nicht recht. Ich stand täglich mit den nämlichen Vorsätzen auf, und legte mich damit nieder; aber ich weiß nicht, wie es kam; auf einen Augenblick, da ich mich kaum recht besann, dachte ich nimmer an den Vorsätz, und nimmer an dich, und ich hatte gesündigt. Darnach kam mir freilich wieder alles zu Sinne, damit kam aber auch allemal die bitterste Reue.

Der Alte. Denke, der Tag hat viele Stunden, und jede Stunde hat ihre Gefahren. Den Vorsatz Morgens und Abends erneuern — dieß allein kann dich freylich nicht aus jeder Gefahr retten.

Gottlieb. So sage mir denn, ich bitte dich, wie kann ich allen Gefahren entgehen?

Der Alte. Ich kann dir nichts Besseres sagen, als was die Weisheit ihren Schülern sagte: „Wache und bethe, damit du nicht in Versuchung fallest!“ Wache und bethe nicht nur am Morgen und Abend, sondern jeden Augenblick, in fröhlichen wie in traurigen, in Stunden der Arbeit, wie in Stunden der Ruhe; denn überall werden dir Versuchungen begegnen.

Gottlieb. Sage mir aber auch: was heißt denn Wachen?

Der Alte. Wer immer bedenkt, daß der Mensch so schwach ist, und alle Augenblicke so leicht wieder fällt, und darum ohne Unterlaß auf

der Hut ist, daß ihn keine Gefahr übereile, keine Lockung einschläfere, kein Reitz übervortheile, der wachet.

Wer den Gedanken nie aus dem Sinne verliert: „Was will, was soll ich thun?“ und deßwegen jedem Feinde seiner Pflicht strenge auflauert, ihm zum voraus den Weg abschneidet, oder, wenn er zu nahe kommen sollte, gleich in die Waffenrüstung tritt, und ihn zu Boden streckt, der wachet.

Gottlieb. Fieng ich doch jeden Tag mit dem Gedanken an: „Ich will thun, was ich soll, und sorgfältig jede Gefahr fliehen.“

Der Alte. Dieß ist noch lange das rechte Wachen nicht.

Gottlieb. So sey so gut, und mache mir die Sache deutlicher.

Der Alte. Der Nachtwächter z. B., welcher zur bestimmten Stunde auf die Wache geht, und sich fest vornimmt: „ich will heute wachbar seyn“ — dann aber sich auf der nächsten besten Bank niedersetzt, den Kopf sanft in die Hand legt, und sich weiter nicht mehr bekümmert, der wachet nicht.

Der rechte Wächter bleibt unermüdlich auf seinem Stande, erlaubt sich keine Minute Rast, ist unabläßlich auf der Späþe, ob sich kein Feind der nächtlichen Ruhe bewege, ob keine Gefahr irgend eines Schadens im Anzuge sey, und läßt

die Waffen nie aus der Hand, sondern bringt den entdeckten Feind gleich zum Schweigen, und macht die bemerkte Gefahr auf der Stelle unschädlich. Dieß heißt Wachen. Und so wachbar mußt du den ganzen Tag seyn, und immer denken und fragen drei Stücke.

Wer? Wo? Wann?

Wer ist der, zu dem ich gehe? bei wem bin ich? Und ist dir die Person im mindesten gefährlich, so fliehe von ihr, und ergreif deinen Vorsatz auf's neue.

Wo bin ich? wo= aus will ich? Und siehst du an einem Orte nur die fernste Gefahr für dich: o so kehre um, und bist du schon dort, so eile hinweg, und halte dich mit doppelter Kraft wieder an deinem Vorsatze ein.

Wann bin ich am schwächsten, wann falle ich am leichtesten? Und in dieser Stunde sey dreymal wachbar, und dreymal tapfer im Streiten.

Gottlieb. Aber, wie ist es möglich, daß der gebrechliche Mensch immer so wachbar seyn möge?

Der Alte. Darum bethe. Um nicht in die Versuchung zu fallen, wache, und um wachen zu können, bethe, deßwegen sprach die Wahrheit: »Wachet und bethet!«

Gottlieb. Bethete ich ja immer in der Kirche, und Morgens und Abends so innig, Gott möchte mir doch von meinem Elende helfen.

Der Alte. Daran hast du wohl gethan. Aber, so wie du ohne Unterlaß wachen sollst, sollst du auch ohne Unterlaß bethen; sonst bist du in deiner Versunkenheit alle Augenblicke nicht sicher, ob du nicht wieder fallest.

Gottlieb. So lehre mich's denn, wie ich ohne Unterlaß bethen kann.

Der Alte. An Gott denken, und dein Herz oben bei Ihm haben — dieß kannst du immer, du magst in der Kirche oder zu Hause, fröhlich oder traurig seyn, du magst arbeiten oder ruhen. Und dieß heißt bethen. Ob du deine Gedanken auch mit dem Munde aussprichst oder nicht, das hat nichts zu sagen, wenn nur dein Herz mit Gott ist.

Wenn du dir also ohne Unterlaß deinen Gott vergegenwärtigest, als stände er vor dir als Zeuge aller deiner Gedanken, Worte und Werke, und wenn du vor jeder That denkest: »Gott will, daß ich dieß thue, und jenes lasse; es ist meine Pflicht; er will dadurch nichts anders, als mich gut und glücklich machen.— Gott will, daß ich dieser Versuchung Widerstand leiste, jene Reitzung überwinde; es ist meine Pflicht; Er lohnt mir jeden Sieg mit Herrlichkeit« — — so bethest du ohne Unterlaß, und Gott, den du vor Augen hast, wird dir allemal neuen Muth zum Wachen, und neue Kraft zum Kampfe senden, auf daß dein Kampf Sieg werde.

Gottlieb. Aber wie mag es wohl geschehen, daß der Mensch bey den hunderttausend Zerstreuungen, welche die Arbeiten des Tages, und das Hin- und Wiederlaufen der Menschen mit sich bringen, den Gedanken an Gott nicht allezeit wieder verlieren sollte? Wie kann ich hernach diesen Gedanken sogleich wieder finden?

Der Alte. Gar leicht, wenn du nur willst. Du siehst überall, wo du gehst und stehst, so vieles, was wieder an Gott erinnern kann. Mitten in der Zerstreuung siehst du den blauen Himmel, das fruchtbare Feld, oder eine Kirche, oder die Gräber der Todten, oder in einer Stube das Bild des Gekreuzigten, oder Speise und Trank auf dem Tische u. d. m. Dieß alles kann dir den verlornen Gott leicht wieder zurückbringen, wenn es dir Ernst ist, ihn wieder zu finden.

Gottlieb. Ich kann jetzt nichts anders sagen, als: ja, wer will, kann ohne Unterlaß bethen. Und ich, — Gott! ich will.

Um also nicht wieder zu fallen, muß ich wachen, und die drey Fragen: wer? wo? wann? nimmer vergessen.

Und um wachen zu können, soll ich ohne Unterlaß bethen, und den Gedanken an Gott nie aus dem Herzen verlieren: dann darf ich volle Rettung hoffen.

Der Alte. Ja, mein Sohn! thue das Erste standhaft, und du kannst das Zweyte

sicher hoffen; du wirst gebessert und ganz gerettet seyn.

Gottlieb. O dann wäre ich gebessert und ganz gerettet! — —

Ich kann dir heute wieder nicht genug danken für deine Liebe. Laß dir die Hand küssen, und dich fortan meinen Vater nennen.

Aber jetzt komme ich nimmermehr ungebessert zu dir; sondern wenn ich komme, so will ich dir nur von neuem danken für jede Wohlthat, die du mir erwiesen hast.

Nun bethete der Alte wieder seine Abendstunde, und Gottlieb bethete mit ihm.

Gottlieb that, wie er sich's vornahm. Er wachte und bethete, und es ward ihm geholfen, und er ward gerettet. So oft er wieder zur Quelle kam, lobten beyde Gott, und priesen seine Barmherzigkeit.

XIV.

So werden gute Kinder den Eltern ein Stab im Alter.

Hanns Frohmuth und Walburga, sein Weib, waren ehrliche Tischlerleute.

Hanns hatte seinem alten Vater immer treu hausen geholfen, bis er ihm die Augen zudrückte. Er war schon in den vierziger Jahren, als er das Haus übernahm, und Walburgen heirathete, die in dem Hause des Nachbars Dienstmagd, und ihm an Alter so ziemlich gleich war.

Klein war ihr Hauswesen, und gering ihr Vermögen, aber gottesfürchtig waren sie, und vor allem erzogen sie ihren einzigen Sohn Thomas zu einem frommen Knaben. Von der frühesten Jugend an ward dem Kinde nichts als Gutes eingeprägt, und durch das Beyspiel seiner Eltern erst recht liebenswerth gemacht. Nie hörte Thomas ein unrechtes Wort, und ihm wurde keines gelitten. Nie sah er einen unrechten Schritt, und

ihm wurde keiner gestattet. Auch gaben sie sorgfältig Acht, daß er nicht etwa unter bösen Leuten verdorben würde. Nie wurde ihm daher erlaubt, mit ungezogenen Buben zu spielen oder herumzulaufen. Sie liebten ihn herzlich, wie nur immer Eltern ihr Kind lieben können, aber ihre Liebe war nicht jene blinde Liebe, die schweigt, und durch die Finger sieht, wenn das Kind Fehltritte begeht. Daher kam es denn auch, daß Thomas seine Eltern so sehr lieb gewann, und ihnen so gehorsam war, daß sich viele Dorfsleute verwunderten, ja wohl gar in der Stille dachten: „Hätten wir doch auch so gute Kinder, wie des Tischlers Thomas ist."

Wirklich hieng auch Thomas so von ganzem Herzen an seinen Eltern, daß es eine Freude war, zu sehen, wie er auf jeden Wink hurtig gieng, wie er den ganzen Tag um sie herum war, und ihnen so herzlich schön that. Wenn der Vater aus war, so vergieng keine Stunde, da er nicht nach dem Vater rief, und wohl zehnmal fragte, ob er denn nicht bald heim käme. Und er gieng des Tages leicht hundertmal hinaus, um zu sehen, ob er denn noch nicht dahergienge, und wenn er ihn dann erblickte, so hüpfte er ihm freudig entgegen, und schrie: „Vater, Vater! weil ich dich nur wieder habe!" — und ließ den Rock des Vaters nimmer aus.

Die Mutter ward einmal krank, und Thomas mußte den Arzt holen. Weinend lief er durch die Straße, und schrie nur immer: „ach meine Mutter! meine Mutter!“ und den Arzt bat er schluchzend mit aufgehobenen Händen: „Lieber Mann! kommt geschwinde, und macht, daß meine Mutter nicht sterben darf.“

Auch mußte Thomas schon frühzeitig an dem Handwerke des Vaters zugreifen, und durch Fleiß und Gehorsam brachte er es so weit, daß er in seinem fünfzehnten Jahre schon wie ein Geselle arbeiten konnte.

Gegen alle Nachbarn und Nachbarskinder war er der freundlichste Junge, und konnte er dem geringsten etwas Liebes erweisen, so that er es mit munterer Freude.

Dabey war er so stille, und that, wie wenn gar nichts an ihm wäre, und machte wohl nirgends einen Lärm, als in der Werkstätte.

Nachdem Thomas achtzehn Jahre alt, und in den nöthigen Kenntnissen unterrichtet war, sollte er auf sechs Jahre in die Fremde ziehen, und bey einem Sohne des Meisters, bey welchem der Vater einst in Arbeit gestanden war, die ersten Dienste nehmen. Es war mit dem Meister schon vorläufig alles richtig gemacht, und die Zeit bestimmt, da Thomas eintreffen sollte.

Mit sorgsamen Fleiße musterte nun die Mutter noch einmal die Kleider und die Wäsche des

Sohnes, besorgte die Reisetasche, und packte sie so voll, daß sie sich gerade noch zusammenschnallen ließ. In das unterste Hemd steckte sie einige Spargulden und Thränen fielen dazu.

Es war eine feyerliche Stunde, da Thomas seine Reisetasche in die Hand nahm, und sich zum Abschied anschickte.

Thomas! — fieng der Vater an, nahm ihn bey der Hand, und die Mutter gieng auf die Seite — Thomas es ist ein wichtiger Schritt, den du jetzt thust. Glaub es nur, ausser dem Elternhause giebt es hunderterley Gefahren, die du jetzt noch nicht kennest, und die dir doch begegnen werden. Und es würde mich vor der Zeit in's Grab bringen, wenn du nicht wieder so gut heimkämst, als du jetzt fortgehst. Darum lieber Sohn, nimm aus meinem Vaterherzen noch einige Lehren mit, und denke fleißig daran.

„Fürchte Gott, wo du bist, und was du thust."

Denn sieh, wo dich kein Auge mehr hüten kann, da wacht doch Gottes Auge über dir. Du kannst Unrecht thun, ohne daß du vor deinen Eltern oder guten Menschen erröthen darfst; aber Gott sieht dich überall, und vor seinen Augen magst du dich nirgends verbergen. Darum fürchte ihn, und erlaube dir keinen Gedanken, kein Wort und keine That, die das Auge Gottes nicht sehen dürfte.

Du wirst wohl auf deinen Wanderschaften mancherley Menschen antreffen, und darunter vielleicht einige, die dir manchen Tag deines Lebens verbittern, und Wermuth in den Wein gießen werden. Darum lerne immer mehr: „Lieben den Nächsten, und tragen die Bürden des andern."

Denn es hat immer ein Mensch an dem andern genug zu tragen. Und zuletzt will ja Gott allemal einen Menschen durch den andern gut machen.

Auch werden dir auf dem Wege durch die Welt mancherley Steine begegnen, die du nicht wegwälzen, und mancherley Hügel, die du nicht abgraben kannst. Da sollst du seyn, wie eine Kugel, die sich über alle Steine und Hügel leicht hinüberwälzt. Darum lerne immer mehr: „in Stunden, wo du dir nicht zu helfen weißt, schweigen, und auf Gott schauen."

„Wo du in Arbeit stehen magst, da gehorche deinem Meister wie deinem Vater selbst."

Will dir an der Kost, oder an der Verpflegung im Hause etwas nicht behagen, so klage nicht ungestümm, wie die Polterer, die man nirgends haben kann."

Denn sieh, ein Mensch, dem immer alles nach seinem Kopfe gehen soll, wird überall Unfrieden stiften, und selbst nirgends Frieden finden.

„Sey treu und redlich bei einem Pfenninge. Denk immer: Ehrlich währt am längsten, und ein ungerechter Kreu„zer frißt zehn andere.

Damit du aber nie in Versuchung kommest, eine Untreue zu begehen, so

„arbeite gerne, und haushalte mit dem wenigen was dir zufällt."

Denke immer:

„Wer essen und nicht einmal betteln will, der muß arbeiten, und wer einen Nothpfenning hinterlegen will, der muß frühe anfangen, mit wenigem haushälterisch zu seyn."

Jetzt wollte ihn der Vater zum letztenmale umarmen. Mit vorgehaltener Schürze fiel ihm die Mutter in die letzten Worte, und sprach:

„Und thu nie etwas, Thomas! worüber du erröthen müßtest, wenn dir dein Vater oder deine Mutter zusehen könnten. Und denke an die Thränen, die wir für dich weinen werden, bis du wieder heimkömmst."

Nun erfolgte eine kurze Stille, die hie und da ein Schluchzen der Mutter und des Sohnes unterbrach. Dann warf Thomas seine Reisetasche über die Schulter, küßte den Eltern die Hände, — und eilte von der Wehmuth getrieben — mit einer selbstgenommenen Gewalt aus ihren Armen.

Hundertmal noch sah er zurück auf das elterliche Haus, und schwang seinen Hut, und die guten Eltern blieben noch lange außer dem Hause auf einer Anhöhe stehen, und winkten ihm hundert Lebewohl zu, bis sie ihn aus ihren Augen verloren.

Mehrere Jahre hauseten nun die lieben Leute allein so fort, unterhielten sich manchen Nachmittag mit dem, daß sie die schönen Briefe ihres Thomas wieder lasen, und am Ende eines jeden Jahres freueten sie sich schon, daß sie der Heimkehr ihres Thomas wieder um ein Jahr näher gekommen wären.

Aber der alte Vater wurde mit jedem Jahre gebrechlicher. Eine langwierige Krankheit hatte noch dazu eine Lähmung an seinem linken Arme zurückgelassen, und mit genauer Noth konnte er in der Werkstätte noch so viel verdienen, daß sie das Hauswesen kümmerlich bestreiten konnten. Obwohl nun schon fünf von den bestimmten Wanderjahren Thomas zu Ende waren, so verlangten sie sehr nach ihm, und wollten das letzte nimmer abwarten. Die Mutter schrieb ihm daher folgenden Brief:

Mein lieber Thomas!

Du mußt jetzt schon heimkommen. Wir können dir dieses letzte Jahr nicht mehr zugeben. Dein Vater wird täglich älter und eine Krank-

heit hat ihm erst noch einen rechten Stoß gegeben. Es will mit ihm nimmer recht vorwärts, und es geht sichtbar rückwärts im Hause. Komm also bald. Wir reden täglich von dir, und sehnen uns darnach, dich zu sehen. Warst immer unser guter Thomas, wirst uns in unsern alten Tagen auch ein wenig unter die Arme greifen. Heißt auch, es soll Krieg werden. Möchten dich lieber bey uns haben, damit wir wissen, wie dir geschieht. Mach also deine Sachen hübsch zusammen, und komm. Dein Vater läßt dich herzlich grüßen, und ich bin allezeit

deine dich liebende Mutter
Walburg Frohmuth.

Aber Thomas kam nicht, und auch kein Brief von ihm.

Der Krieg war auch wirklich ausgebrochen. Durchmärsche und Einquartierungen hatten ihre Baarschaft gänzlich erschöpft, und Furcht und Kummer den Vater noch mehr entkräftet.

Die Mutter schrieb daher noch öfter, und recht dringend an Thomas, er möchte doch nach Hause kommen. Aber umsonst; Thomas ließ nichts von sich hören, und war nimmermehr zu erfragen.

Es sprach einmal ein Tischlergesell in ihrem Hause um den Zehrpfennig zu, und erzählte ihnen dann auf vieles Nachfragen, daß er neben einem Thomas Frohmuth gearbeitet habe, und

daß dieser bei'm Einfalle der Feinde — unwissend wie — entkommen sey, daß man aber bald darnach gehört hätte, er sey von dem Feinde getödtet worden.

Mehr als alle Uebel des Krieges schlug die guten Eltern diese Nachricht nieder; denn sie hörten von nun an nimmer auf, ihren einzigen Liebling zu beweinen, und hatten keinen andern Wunsch mehr, als ihm bald nachsterben zu können.

Ihre einzige Hoffnung schien nun verschwunden zu seyn, und ihre Lebensfreude damit. Zudem nahmen Alter und Gebrechlichkeiten immer mehr zu, der Verdienst ward immer geringer, und der Schmerz über den Verlust ihres Thomas beugte die guten Leute immer tiefer.

Sie sahen nun wohl, daß es mit jedem Tage schwerer werden würde, sich fortzubringen, Sie beschlossen also, Haus und Gerechtigkeit sammt dem Garten zu verkaufen, und mit dem Erlösten ihre übrigen Tage sich durchzuschlagen. Es gieng um so leichter, da Walburg in einem 6 Stunden entlegenen Dorfe einen vermöglichen Schwager hatte, der sich ihrer erbarmte.

Eine kleine Viertelstunde ausser dem Dorfe gehörte ihm ein Häuschen, neben einem großen Walde, in dem sonst seine Taglöhner wohnten, und das jetzt eben leer stand. Dieses Häuschen bezogen dann die alten Leute, und für eine Summe Geldes versprach der Schwager beyde lebens-

länglich abzunähren. Walburg holte alle Wochen Butter, Mehl, Brod, und was sie zu ihrem Unterhalte brauchten, aus dem Hause des Schwagers. Und so hätten sie denn in ihrer Einöde recht vergnügt leben, und über nichts klagen können, als daß ihr Thomas nicht mehr ist.

Eines Abends wüthete ein fürchterliches Gewitter, häufige Hagelsteine fielen, und der Sturm brach mehrere Bäume im nahen Walde entzwey. „Gott erbarme sich der lieben Früchte, daß sie nicht zu Grunde gehen, und der Wanderer, daß sie ein Obdach findeu" — sprachen die guten Alten, dankten Gott, daß sie eine Hütte hätten, die sie zudeckte, und vor Wind und Wetter schützte.

Nicht lange darnach, als es wieder stille ward, pochte jemand am Fenster, und eine Stimme sprach: „ein verirrter Wanderer!"

Liebreich wurde ihm die Thüre geöffnet, und ein junger frischer Mann — ganz traufend vom Regen — trat herein, und bath um Herberge.

Der Fremde erzählte, wie ihn der lange Wald irre geführt, und wie er keinen Ausweg mehr gefunden, bis er in ihrem Hause Licht erblicket habe.

Walburg machte nun Feuer, trocknete die durchnäßten Kleider, und kochte ihm eine warme Suppe.

Nachdem sich der Fremde ein wenig erholt, und die Suppe genommen hatte, fragte ihn

Der Tischler: Und woher ist er denn wohl, mein Lieber?

Fremder. Ich bin ein Handwerker, und ziehe nun schon 10 Jahre in der Fremde herum. Und da will ich jetzt heimgehen, und meine Eltern wieder einmal sehen. Aber ach! Gott weiß, ob ich sie noch antreffen werde; denn ich konnte schon seit fünf Jahren her nichts mehr von ihnen erfahren. Wenn sie mich aber der liebe Gott noch finden läßt, dann will ich mich freuen, und sie mit mir nehmen. Denn sehet, Gott hat mich recht glücklich werden lassen. Ich stand bey einem Meister in Arbeit, der mich von Herzen lieb hatte. Da der Krieg ausbrach, und der Feind auf unsern Flecken losgieng, vertraute er mir sein ganzes Vermögen. In einer kupfernen Flasche war all sein Gold und Silber verschlossen. Wir versteckten gerade die besten Geräthschaften, und der Meister vergaß in der Verwirrung der Flasche. Da brach ein Haufe feindlicher Soldaten in unser Haus, und fieng an zu plündern. Ich erblickte die Flasche, und war so glücklich, geschwinde noch damit entwischen zu können. Ich eilte, und warf sie in eine Pfütze. Da stürmte ein anderer Haufe auf mich los, nahm mir das wenige, was ich hatte, und zwang mich, als Wegweiser viele Stunden weit mitzugehen. In einer entfernten Stadt gelang es mir endlich entschlüpfen zu können, und ein Meister in derselben, dem ich mein Schicksal erzählte, erbarmte sich meiner, und behielt mich so lange bis ich wieder zu

meinen vorigen Meister zurückgehen konnte; denn es war der Weg dahin lange Zeit durch die feindlichen Züge abgeschnitten.

Ehe ich noch in den Flecken kam, war mein erster Gang zur Pfütze. Ich suchte nach, und fand glücklicher Weise die Flasche noch.

Ich nahm sie voll Freuden zu mir, und da kam mir der Gedanke: „Sieh, kein Mensch weiß nun um diesen Schatz. Dein Meister hält ihn für verloren, und du könntest damit reich werden, und dein Leben lang vor Noth gesichert seyn!" Aber ein Schauer durchfuhr mein Innerstes bey diesem Gedanken, und mit einer heimlichen Schaam, als hätte ich schon gestohlen, fielen mir die Worte meines Vaters ein:

„Ehrlich währt am längsten, und ein ungerechter Kreuzer frißt zehn andere."

Tischler. Weib! hörst du?

Fremder. Als ich in das Haus meines Meisters trat, empfieng er mich mit einer unaussprechlichen Freude; denn man hielt mich schon lange für todt. Und als ich ihm erst die Flasche übergab, da fiel er mir um den Hals, und dankte mir weinend, und sein Weib auch. Tags darauf kündigten sie mir an, daß sie mir zum Lohne für meine Redlichkeit ihre einzige Tochter und ihr Vermögen dazu geben wollten. Und an dem ist es nun wirklich. Sehet, diese Freude will ich meinen Eltern heimbringen.

Tischlerin. Und wie weit ist es denn noch bis zu seinen Eltern, wenn man fragen darf?

Fremder. Im nächsten Dorfe sagte man mir, drey Meilen sollens noch seyn nach Kronsdorf.

Die Alten. Kronsdorf! Kronsdorf! (mit offenen Armen.)

Fremder. Gott! was ist euch? habt ihr etwa Verwandte dort? mein Vater ist der Tischler Frohmuth.

Die Alten. (fallen ihm um den Hals) Thomas! unser wiedergefundener Thomas!!

Wie im Taumel sank Thomas von einer Brust an die andere, erkannte endlich an den abgehärmten Gesichtern und an der durch das Alter geschwächten Stimme, daß er in den Armen seiner Eltern sey. „Mein Vater! meine Mutter!" stammelte er, hob die Hände gegen Himmel, und dankte Gott für die Freude, seine lieben Eltern so glücklich gefunden zu haben.

Nun wurde gefragt, erzählt, und eine Freude both der andern die Hand. Zuletzt fielen alle drey auf ihre Kniee, und priesen Gott, daß er ihnen einen so seligen Tag werden ließ.

Thomas führte seinen Entschluß aus, und nahm seine alten Eltern zu sich. Und hier, und am Hochzeittag, und in dem Hause seines Sohnes konnte der alte Vater nichts anders sprechen, als dieses:

„Mein Gott! ja wahrlich, so werden gute Kinder den Eltern ein Stab im Alter!"

XV.

Wehe dem Kinde, das Vater und Mutter nicht ehret!

Marianne war die einzige Tochter rechtschaffener Eltern, und ein gutes Kind, so lange sie unter den Augen ihrer Eltern stand.

Damit sie erfahrner und geschickter werden sollte, ward sie in fremde Dienste gegeben, wo sie denn auch blieb, bis ihr Vater gestorben war. Jetzt nahm sie die Mutter wieder zu sich.

Allein, anstatt daß Marianne besser und geschickter hätte heimkommen sollen, kam sie so verdorben zurück, daß die Mutter ihr Töchterchen nimmer mehr kannte.

Sie war nicht mehr die stille folgsame Marianne, welche sie gewesen war, ehe sie das väterliche Haus verließ, sondern ein ganz entartetes Kind.

Tief in der Seele schmerzte es die gute Mutter, ihre Tochter, auf welche sie ihre ganze Hoffnung gesetzt hatte, jetzt so umgestaltet sehen zu müssen.

Sie hörte freylich nicht auf, mit den herzlichsten Ermahnungen in sie zu dringen; aber Marianne — weit entfernt, ihres Zuredens zu achten — fuhr die Mutter nicht selten mit trotzigen Worten an, und wollte sich nichts mehr befehlen lassen. „Ich bin lange genug unter der Ruthe gestanden, ich weiß nun wohl selber, was ich zu thun habe.“ Dergleichen Antworten hatte sie immer in Bereitschaft, wenn ihr die Mutter zusprach.

Niemand nahm an diesem stillen Leiden der Mutter mehr Antheil, als Agens, ihre getreue Hausmagd, welcher es nicht weniger schwer fiel, daß die sonst so gute Marianne jetzt so verwildert war.

Agnes ward auch von Marianue noch ziemlich geliebt; denn sie war überhaupt leicht mit jemand freundlicher, als mit ihrer Mutter.

Wenn dann Agnes so mit Marianne allein war, stellte sie ihr oft vor: „Sieh, liebes Marianchen! es ist doch weit gefehlt, daß du gegen deine Mutter so rauh hinfährst. Warst doch sonst so ein liebes gutes Kind! Glaub es, du betrübst deine Mutter sehr, und wenn du fortfährst; so kürzest du sichtbar ihr Leben ab. Und das hat sie wahrlich nicht um dich verdient. Wenn du dächtest an die Thränen, die sie für dich geweint, und an die Sorgen, die sie für dich in ihrem Mutterherzen getragen hat: o du würdest dankbar seyn! Wenn du wüßtest: wie sie nur immer an

dich dachte, da du aus warest, und nur an dir ihre einzige Freude hatte: o du würdest den ganzen Tag laufen und springen, um deiner Mutter Freude zu machen. Und wenn du ihr alles thätest, was du ihr in den Augen ansähest, du könntest ihr doch nie vergelten, was sie an dir gethan hat!" — „Ey was, ich kann das ewige Schulmeistern nicht leiden!" sagte Marianne gewöhnlich darauf, und gieng dann wieder auf die Seite.

Alles Zureden war vergebens. Marianne blieb auf ihrem wilden Sinne, und that, was sie wollte. Ein- und das anderemal mußte daher die Mutter bald diese, bald jene Klage über Marianne hören. Ward sie dann von der Mutter zur Rede gestellt, so war sie die Unschuldige und alles mußte Unwahrheit seyn. Und als einmal die Mutter ernstlich darauf bestand, und ihr ihre Fehler recht derb verwies, da vergriff sich Marianne so weit, daß sie die Hand gegen die Mutter aufhob. Hastig fiel ihr Agnes in den Arm: „Wehe dem Kinde, das seine Hand gegen die Eltern aufhebt! Marianne! du kannst nichts anders, als einmal unglücklich werden."

„Ja wehe dir! du gottloses Kind! hob dann auch die Mutter weinend an — du wirst dem Fluche nicht entgehen können, der auf solchen Kindern liegt. Marianne, Marianne! du versündigst dich groß an deiner Mutter; Gott kann solche Sünden

nicht ungestraft lassen. Glaub es nur, jeder Schmerz, den du deiner Mutter verursachest, wird dich einst zehnfach treffen.“

Diese Worte und die Thränen der Mutter giengen nun freylich Mariannen zu Herzen, daß sie mitweinte, und sich auch zu bessern versprach; allein ihr Leichtsinn lag zu tief, als daß dieser flache Eindruck in ihr hätte fest haften sollen; sie war in kurzer Zeit wieder das alte trotzige Mädchen.

Nach einigen Jahren übergab ihr die Mutter das Haus, weil ihre Kräfte zusehends abnahmen, und sie nicht mehr im Stande war, das Hauswesen zu erschwingen.

Nach geschehener Uebergabe mußte nun die Mutter erst recht bitter erfahren, was so viele Eltern erfahren müssen, wenn sie alt und gebrechlich werden, und sich ihr Brod nimmer gewinnen können.

Jedes Stück Brod, jedes Schüsselchen voll Suppe, das in die Kammer der Mutter getragen wurde, war Mariannen zu viel, und sie gab es ihr nicht selten zu verstehen, daß es leicht wäre, in der Kammer ruhig sitzen zu bleiben, während sie mit ihrem Manne hart arbeiten müßte, um Allen Essen zu schaffen. Auch sah sich Marianne wohl am seltensten nach ihrer alten Mutter um, und diese saß denn so allein in ihrem Kämmerlein und konnte nichts, als weinen und bethen, daß

sie Gott bald zu sich nehmen möchte. Nur Agnes sprang jede freye Viertelstunde zu ihrer alten Freundin, vor der sie jedesmal ihr Herz ausleeren konnte.

Da saßen sie denn oft am Feyerabende so beysammen, klagten einander ihre Noth, und die Mutter sagte denn nicht einmal: Agnes! ach, der Undank eines Kindes thut wehe, und es schmerzt, o! es schmerzt recht in der Seele, wenn ich denke: meine eigene Tochter bringt mich durch ihren Undank bald in's Grab! Agnes; du wirst es sehen, ich sterbe bald; ich kanns ja nicht länger mehr treiben."

Wirklich kränkte sich die gute Mutter auch so augenscheinlich hinab, daß ihre Gesundheit und ihre Kräfte mit jedem Tage mehr abnahmen. Ihre Pflege auf dem Krankenbette war denn auch nicht besser als in gesunden Tagen. Agnes war auch jetzt ihre einzige Beyständerin, und wenn Marianne an ihr Bett trat, so konnte die Mutter an dem sauren Gesichte der Tochter nichts anders lesen, als den Wunsch, sie bald aus dem Hause tragen zu sehen. Die Mutter wurde denn auch immer schwächer und sie rückte der Stunde des Todes sichtbar näher. „Marianne! sprach sie einmal — nimm noch zum letztenmale die Hand deiner Mutter. Ich will dir keine Vorwürfe machen; von mir ist dir alles verziehen. Nur Gott rechne dir's nicht zur Sünde an, und lasse dir's an deinen Kin-

dern nicht entgelten, was du an mir gethan hast. Lebe wohl, und vergiß deiner Mutter nicht!" — Diese Worte, bey denen sie Mariannens Hand noch mit all' ihrer Kraft fest hielt, griffen denn doch das Herz der Tochter an, daß sie weinend um Verzeihung bath, und voll Schaam und Reue in das Bett hineinstarrte. In diesem Augenblicke hätte sie freylich gerne alles Wehe zurückgenommen, was sie ihrer Mutter verursachet hatte, allein es war zu spät, und die Mutter ward in einigen Tagen unwiederbringlich aus dem Hause getragen.

Mit den ersten acht Tagen war auch der Schmerz über das Hinscheiden der Mutter verschwunden, und ihrer kaum mehr gedacht. Nur Agnes konnte in das liebe Mutterkämmerlein nie einen Blick werfen, und an ihrem Grabe nicht vorbeygehen, ohne daß ihr Thränen in die Augen traten. Oft dachte sie: „Gute Mutter! du hast nun ausgelitten; jetzt ist die Reihe an mir. Ach, Gott! wie wird es einst mit mir gehen, ich bin doch nur die Magd, und daran wird niemand denken, daß ich meine Kräfte im Hause eingebüßt habe!"

Marianne hatte damals einen einzigen sechsjährigen Knaben, Albert mit Namen, und mit einem zweyten Kinde ging sie schwanger. An Albert hatte sie ihre einzige Freude; sie liebte ihn über alles, und lieber that man ihr etwas zu Leide,

als dem Knaben, und wenn er auch eine Strafe verdiente, so hätte doch lieber sie selbst den Schlag ausgehalten, als ihr Söhnchen schlagen gesehen. Was konnte so aus Albert wohl anders werden, als was aus jedem Kinde werden muß, das in blinder Liebe erzogen wird?

Der Vater war freylich andern Sinnes, und wollte Albert zu einem guten Jungen erziehen.

Allein wollte er ihn seiner Fehler wegen züchtigen, so nahm Marianne das liebe Kind in Schutz. Der Vater bekam lange Zeit kein gutes Wort, und mußte für Weib und Kind ein harter Mann seyn.

Was Wunder, wenn Albert sich darauf verließ, und auf Rechnung der guten Mutter sich mancherlei Ausschweifungen hingab?

Albert nahm auf diese Art wirklich, so wie an Jahren, auch an Ausgelassenheit zu. Er hatte nichts gelernt, war an keine Arbeit gewöhnt, und hätte doch gerne überall migemacht, wo es lustig hergieng. Und wer weiß nicht, daß junge Leute, die an der Arbeit keine Freude haben, und dem Müssiggange nachlaufen, schon eben darum allen Gefahren des jugendlichen Alters entgegeneilen? So war es auch bei Albert. Er war im Grunde ein weichherziger, aber leichtsinniger Junge, der ein Vergehen schnell bereute; aber desto leichter war er auch zu allem Bösen zu verführen.

Vorzüglich die Spielsucht war seine Hauptleidenschaft, für die er Tage und Nächte aufopferte.

Das Geld, welches ihm die Mutter immer reichlich zusteckte, war bald nimmer hinlänglich. Er trug daher Mehl, Getreide und andere Sachen aus dem Hause, und machte sie zu Geld, um jede Lust ungehindert genießen zu können. Diese Entfremdungen konnten im Hause nicht unbekannt bleiben. Der Vater warf den Verdacht ohne weiters auf Albert, aber da wäre Marianne mit ihrem Leben für die Unschuld des Sohnes gutgestanden. Die Schlüssel wurden sorgfältiger verwahrt. Jetzt kam eine Schuld um die andere an den Tag, die Albert gemacht hatte. Die Mutter zahlte alles, und schwieg und verheimlichte, was sie konnte, daß nur dem Vater nichts zu Ohren kommen möchte. Allein Albert trieb es zu weit, als daß es dem Vater hätte unbekannt bleiben können, wie es mit ihm stehe. Er drang also mit Gewalt darauf, daß Albert das väterliche Haus verlassen sollte; denn er sah wohl, daß er mit aller Schärfe nichts mit ihm ausrichten könne, so lange die Mutter an seiner Seite wäre. Wider Willen der Mutter und nach vielem Streiten gab er ihn in das Haus eines Vetters, der ein sehr strenger Mann war. Dieser, dachte er, wird ihn ziehen. Allein auch hier ward Albert nicht besser. In kurzer Zeit ward er wegen des nächtlichen Herumschwärmens zum Soldaten weggenommen.

Jetzt gingen einmal Mariannen die Augen auf, daß sie jammerte, und es einsah, was sie für eine unglückliche Mutter sey. „Mein Albert nun auch noch im Soldatenrocke!! Gott! wie drückst du mich, armes Weib, darnieder! das sind Leiden für ein Mutterherz!" — so klagte sie Agnes oft mit weinenden Augen vor.

„Marianne! Marianne! erwiederte dann Ag„nes — ihr habt es euch selbst gethan. Was „man aus den Kindern zieht, das werden sie. „Und denkt einmal nach. Ihr habt es an eurer „Mutter treulich verdient, was euch jetzt zu lei„den trifft. Wißt ihr noch, wie ich euch in den „Arm fiel: wehe dem Kinde, das die Hand auf„hebt gegen seine Eltern, und wie da eure Mut„ter — Gott tröste sie — mir in die Rede fiel: „Gott könne solche Sünden nicht ungestraft las„sen? Gott verzeih' es euch, und lasse euch an „Albert nicht noch größeres Kreuz erleben."

„Ach ja! — ich habe es verdient, sprach dann „Marianne in ihrem Schmerze. — O du gute „Mutter! wie wollte ich dich jetzt um Verzei„hung bitten, wie wollte ich dich lieben, und in „Ehren halten, wenn ich dich noch zurückweinen „könnte!!"

Aber diese Reue war zu spät, und erschwerte nur ihre Leiden. Indessen war auch Franz, ihr zweyter Sohn ein hübscher Knabe geworden. Allein Albert war einmal das Mutter-Söhnchen, und Franz

konnte die Liebe der Mutter nicht sonderlich gewinnen. Dieß war aber Glück für ihn; er hieng nur an seinem Vater und an Agnes, und wurde an ihrer Hand ein guter hoffnungsvoller Junge. Dieses konnte aber Mariannen nicht beruhigen; sie weinte und schriee nur immer um ihren Albert, und hörte des Jammerns so lange nicht auf, bis er endlich vom Militär losgekauft war; denn — sprach sie — die Noth wird ihn gebessert haben. — Ach! der Mensch will gar oft ein Kreuz, das er sich selbst aufgeladen hat, mit Ungestümm wegwerfen, und nimmt dafür zwey andere auf sich. — So war es auch mit Mariannen. Sie glaubte, wenn sie nur ihren Albert wieder um sich hätte dann wäre ihrem Leiden ein Ende. Aber Albert erschien nur wieder, um das Maaß ihrer Leiden voll zu machen; denn er kam nicht besser, er kam noch viel verdorbener zurück. Mit jeder neuen Woche machte Albert wieder einen neuen Streich, und seinen Eltern wieder einen neuen Schmerz.

Er war noch nicht lange zu Hause als er im Rausche mit seinen Spielgesellen in eine Schlägerey gerieth, und einem derselben einen tödtlichen Stich versetzte. Albert entfloh, und war von dieser Stunde an, weder zu finden, noch zu erfragen. Noch dazu starb auch der verwundete Jüngling nach drei Tagen.

Unaussprechlich ist die Betrübniß, die dieser traurige Vorfall in das Vaterhaus Alberts brachte.

Die Mutter schrie und heulte nur um ihren Albert. Den Vater kränkten die Vorwürfe der Eltern des Gemordeten, und die Flüche über den Mörder so sehr, daß er sich kaum mehr unter die Leute zu gehen getraute. Diese Kränkung mag denn wohl auch vieles dazu beygetragen haben, daß er nach einem Vierteljahre an einem gähligen Anfalle von Krämpfungen starb, und Mariannen zur Wittwe machte.

Nur Marianne allein mußte stark genug seyn, alle Schläge des Schicksals aushalten zu können.

Wie eine Unsinnige jammerte sie im Hause umher, und kein Mensch, auch ihre Agnes war nicht mehr im Stande, sie zu trösten. „Für mich ist kein Trost mehr, jammerte sie dann laut heulend; ich bin ja das unglücklichste Weib. Mein Albert verloren — und ach! nun auch noch Wittwe! Freilich trifft mich nun zehnfach jeder Schmerz, den ich meiner Mutter veursachte. Ach! o mein Gott, wann wirst du einmal aufhören, meine Vergehungen an mir zu strafen?“

Doch fiel ihr der Verlust ihres Mannes nicht so schwer als die Sehnsucht nach ihrem Albert. Wo wird er seyn, der Unglückliche? wie wird es dem armen Kinde gehen? wie? wenn er etwa gar von Hause zu Hause betteln müßte; wie wenn er bösem Gesindel in die Hände gerathen wäre? oder wenn er etwa gar aus Verzweiflung sich in einen

Fluß gestürzt hätte? so sann sie Tag und Nacht hin und her, und fand in jedem Gedanken nur neue Unruhe. Wo sie immer hingieng, da stand Albert wie lebendig vor ihr. „Hier saß er, dort lag er, da gab ich ihm Brod, dorthin ging er an meiner Hand;“ solche Erinnerungen traten unaufhörlich vor ihre Seele.

Das Haus, in welchem sie so viel Bitteres erfahren mußte, und wo ihr jede Stelle die traurigsten Erinnerungen aufdrang, ward ihr daher immer mehr zuwider. Sie sann also auf Mittel, wie sie es vertauschen, oder desselben auf eine andere Art los werden könnte.

Glücklicher Weise fand sich gerade damals ohnweit dem Dörflein, wo Agnes gebürtig war, auf einem Einöd-Gütlein eine einzige Tochter, die ihre Eltern verloren hatte, und einen braven Jungen zur Ehe suchte.

Wie schön könnte da nicht unser Franz unterkommen, dachte Agnes und machte der Mutter den Vorschlag. Marianne verstand sich bald darauf, und entschloß sich, ihr Gütchen zu verkaufen, und mit dem Erlösten ihren Franz auszustatten. So geschah es denn auch. Agnes mit ihren Verwandten brachte es glücklich dahin und in wenigen Monaten zogen Marianne und Franz mit ihrer getreuen Agnes auf das Einöd-Gütchen.

Franz und sein Weib waren ein frommes paar Leutchen, und hausten in Glück und Liebe.

Marianne ward überaus geehrt, und verpflegt, wie nur immer gute Kinder eine Mutter verpflegen können, und Agnes ward geschätzt, wie eine Verwandte, die man sich vom Hause nicht wegdenken kann.

Hier hätte nun Marianne freilich ihre ruhigsten Stunden leben können, wenn sie die Erinnerung an ihren Albert hätte ruhen lassen. Aber da verging kein Tag, an dem sie nicht mehrmal um ihn weinte, und in ihren Gedanken die halbe Welt auskam, um ihren Liebling aufzusuchen. Allein er schien unwiederbringlich verloren, und es war keine Spur zu sehen, ihn je einmal wieder zu finden.

Eines Tages gingen Franz und sein Weib in ein zwei Stunden entlegenes Dorf zu ihren Verwandten auf die Kirchweihe.

Marianne und Agnes blieben zu Hause und wiegten schon einen kleinen Enkel im Schoose. „Seht doch Marianne! sprach Agnes, wie nun „der liebe Gott doch euren Leiden ein Ende, „und alles wieder so gut und schön gemacht hat. „Lasset einmal die Sorge um Albert aus seyn. „Gott wird ihn führen, hat euch ja wieder in „dem lieben Kleinen eine andere Freude geschickt.“ So trösteten sie einander, legten sich endlich getrost nieder, und ahnten nicht die Schrecken, die diese Nacht noch über sie kommen würden.

Um Mitternacht brachen drei Räuber in's Haus, und forderten mit allem Ungestümme Geld von der alten Mutter. Da diese erwiederte, sie wisse das Geld nicht, und sich ihrer Gewaltthätigkeit mit allen ihren Kräften entgegensetzte, so ward sie getödtet. Nun sprengten die Räuber Kästen und Schränke auf, und plünderten.

Keine Seele regte sich. Eben hatten zwey der Räuber Agnes im hintersten Stübchen gefunden, und peinigten sie, als ihnen der dritte wüthend entgegen schrie: „Ach meine Mutter! — und den Räubern die Gewehre aus den Händen riß: — zurück! zurück! ich bitte euch, oder ihr seyd des Todes!"

Hastig rafften die zwey andern Räuber zusammen, was sie noch erwischen konnten, und eilten davon.

Wie sinnlos lag Agnes im Stübchen, und das schreiende Kind neben ihr. „Agnes! Agnes! kennt ihr denn euren unglücklichen Albert nicht mehr?"

„Albert!" stammelte Agnes, und fuhr erschrocken auf. — Albert, Albert! der Mörder seiner eigenen Mutter!!"

Nun wankten Agnes und Albert hin zur Leiche der Mutter, und konnten nichts als die Hände ringen, und Thränen in's Blut weinen.

„Gott tröste dich, du liebe Marianne!" sprach endlich Agnes, nachdem sie sich gefaßt hatte. —

„Ach Albert! o unglücklicher Sohn! du auch noch Mörder deiner eigenen Mutter!!"

Albert. Ach ich Grausamer! bin nicht mehr werth, daß mich die Erde trägt. Agnes, erst beim Erbrechen der Schränke fuhr es mir durch die Seele; „dieß ist der Name deines Vaters! du brichst in den Kasten deiner Mutter ein, und zuletzt noch dieß! Ach ich Elender!" (womit er ihr ein Päckchen reichte, worauf geschrieben: diese 200 fl. bestimmt ihrem unvergeßlichen Sohne Albert die treue Mutter Marianne.)

Agnes (die Hände ringend.) Unglücklicher Albert!

Albert. Ich las, bebte zurück, und erkannte da meine todte Mutter! da hörte ich dein Geschrey, und eilte, und konnte dich noch retten. O liebe theure Mutter! verzeih deinem Sohne, und klage ihn nicht an vor Gottes Richterstuhl!

Agnes. Und nun Albert, eile, flieh, so weit du kannst, flieh, ich bitte dich, damit du den Händen der Gerechtigkeit entgehst.

Oft noch küßte Albert die Leiche der Mutter, und entfloh.

Wie ein Verzweifelnder irrte er umher, und Angst und Gewissensbisse verfolgten ihn auf jedem Schritte. Er verbarg sich in Wäldern; allein der Wald konnte ihn nur vor den Augen der Welt, aber nicht vor ihm selbst, noch weniger vor dem Auge des Allsehenden verbergen.

Wo er sich hinwandte stand seine gemordete Mutter wie lebendig vor ihm. Er sah das Mordmesser ihre Brust durchfahren, sah, wie sie den Mund verzog, die Augen verdrehte, wie sie sich wehrte, und um ihr Leben rang, wie sie sich Gewalt anthat, und den gelähmten Arm noch gegen die Mörder ausstrecken wollte. Jedes sich regende Blatt vermehrte seine Angst, und jagte ihm neue Schrecken ein: jeder Vogel sang ihm zu; »Muttermörder!“ jedes im Gebüsche rauschende Thier hielt er schon für seinen Bluträcher. Wie rasend rannte er hin und her, und fand überall nur neue Höllenqual. Er lief endlich, und warf sich dem Gerichte selbst zu Füßen, und starb nicht lange darnach als Muttermörder unter der Hand des Henkers.

Wer möchte nicht Thränen des Mitleids weinen auf die Leiche dieses unglücklichen Sohnes, und seiner so unglücklichen Mutter? Doch wir wollen nicht stehen bleiben bey Mitleid und Thränen, sondern das Herz aufthun, und zu Gemüthe nehmen das warnende Beyspiel so unglücklicher Menschen. Kinder! seht da, so weit führt der Leichtsinn, der zügellose Ungehorsam und die Nichtachtung der Eltern.

Eltern! sehet da, solche Leiden sind der blinden Liebe gegen die Kinder auf den Rücken gebunden!

XVI.

Der Garten.

In irgend einem Lande war einmal ein großer Garten, der mit den schönsten Kräutern, Blumen und Früchten geziert war.

Dahin schickte der Herr des Gartens seine Leute, und sprach zu ihnen! »Gehet hin und bauet den Garten. Von allem, was ihr darin antreffen werdet, dürfet ihr genießen, außer von einigen Früchten; denn sie sind giftig. Sie schmecken zwar süße; aber tödten am Ende. Die übrigen Früchte sind zwar nicht so schmackhaft dem Gaumen; wer sich aber an diese hält, wird Gesundheit und Stärke erlangen, und einst glücklich seyn ohne Ende. Und wisset, ich habe in einem fernen Lande noch einen weit größern und schönern Garten; dahin sollet ihr einst kommen, und den Lohn für eure Mühe erhalten, wenn ihr thun werdet nach meinem Befehle."

Dieß war die Anweisung, die der Herr seinen Arbeitern ertheilte. Er gab sie einem jeden geschrieben mit — in die Tasche, und damit sie derselben gar nicht vergessen möchten, so ließ er auch noch

eine Abschrift verfassen, und im Garten an einer großen Tafel aushängen. Darauf standen die gesunden und schädlichen Früchte mit Namen gezeichnet, und darunter die Worte:

»Jene esset, und eurer Freude wird kein Ende seyn! Vor diesen hütet euch, sonst warten Tod und Elend auf euch!"

Die Arbeiter waren nun in dem Garten und betrachteten die mancherley Früchte.

Da gefielen ihnen denn immer die schädlichen am besten. »Sehet doch, sprachen einige, wie sie so schön sind! Schade, daß sie uns zu essen verboten sind!"

»Ey was! sagten andere, warum sollten wir nicht davon essen? Wir müßten den ganzen Tag in Mühe und Schweiß arbeiten, und immer nur mit der herben Kost da vorlieb nehmen! Wozu sind sie denn im Garten, wenn sie ungenossen bleiben sollen? Laßt uns davon nehmen; wer weiß auch, wie es mit dem schönern Garten in dem fernen Lande aussieht!"

Andere getrauten sich zwar nicht, so offenbar gegen den Willen ihres Herrn zu handeln, aber nächtlicher Weile giengen sie her, und kosteten von den verbotenen Früchten. »Ein einzigesmal, dachten sie, wird es doch nicht schaden! Es ist wahr, sie schmecken auch gar so gut, wenn sie nur erlaubt wären!« Sie verkosteten noch einmal, und verkosteten wieder. Da wurde die Lust immer

stärker; am Ende konnten sie sich nimmer Abbruch thun, und assen, so oft sie eine Lüsternheit darnach anwandelte.

Einige waren endlich gar verwegen genug, zu schreien: »Ihr Thoren! ihr könnet die Anweisung nicht wohl lesen. Unser Herr hat es nicht so verstanden, als dürfen wir gar nicht von den süßen Früchten genießen.“ Sie änderten also an der Tafel, wie es ihnen beliebte, und sagten dann: »So muß es heißen; jetzt könnet ihr erst recht lesen.“

Diese Arbeiter wurden nach und nach immer unverständiger und ungesünder, und kamen nicht in den schönern Garten in dem fernen Lande, sondern fielen einem namenlosen Elende heim.

Die besseren Arbeiter hingegen ließen sich von ihren ungehorsamen Nachbarn nicht irre machen. Sie dachten täglich an ihren guten Herrn, und seine Worte; lasen fleißig an der ausgehängten Tafel, und da ihre Mitarbeiter die Anweisung verfälscht hatten, zogen sie die ihrige aus der Tasche, und richteten sich nach dieser, und hielten sich unabläßig an die guten Früchte.

Daher kam es denn auch, daß sie an Kraft und Verstand von Tag zu Tag zunahmen, und daß sie zuletzt ihr lieber Herr abholte, und mit sich führte in den großen schönen Garten, welchen er ihnen verheißen hatte.

XVII.

Gott — der Wittwen Vater.

In einem Dörfchen an der Donau lebten einst ein paar Leute, deren Namen es verdiente, unvergeßlich zu bleiben. Sie hießen Paul und Gertraud Liebmann.

Was ihr Name sagt, das waren sie auch, voll Liebe gegen jedermann.

Lieber half kein Mann im Dorfe, als Paul; freundlicher wurde den Armen bei keiner Thüre gegeben, als bey der seinigen; jeder Elende fand bey ihm, was er suchte. Dabey hörte man in seinem Hause kein liebloses Gerede von andern, wie's in gar so vielen Häusern gewöhnlich ist; er deckte vielmehr die Schwächen anderer mitleidig zu, und pflegte immer zu sagen: »Wir sind alle Menschen; was mir wehe thut, thut auch meinem Nachbar wehe.“

Und was er war, das machte er auch aus seinen Kindern. Unzähligemal ermahnte er sie: »Kinder! liebet einander, und den Nächsten, wie euch

selbst. Gebt gern den Armen; was man den Armen giebt, kommt hundertfach wieder; jede Gabe — aus Liebe gereicht — ist ein Kapital, das ewige Zinsen trägt." — Mit der wohlthätigsten Liebe verband er eine kluge Sparsamkeit. Daher kam es denn auch, daß Glück und Segen in seinem Hause einkehrten.

Ganz anders aber sah es bei seinen Nachbarn aus. Diese waren meistens liederliche Leute, die mit Trinken und Spielen ihre Tage hinbrachten, und auf diese Art ihre Güter immer mehr herabsetzten.

Da Paul nicht nur allein nicht mitmachte, sondern bei Gelegenheit ihnen die Wahrheit oft mit nachbarlicher Liebe an das Herz legte, so ward er von ihnen verachtet, und seines Glückes wegen nicht wenig beneidet. Seine gesegnete Hauswirthschaft war ihnen um so mehr ein Dorn im Auge, als sie täglich tiefer herabkamen.

„Wartet nur, bis Paul einmal die Augen zudrückt, wir wollen ihm gewiß einen Strich durch die Rechnung machen" — sagten sie oft auf den Bierbänken, wenn von Paul die Rede gieng.

Indeß blieb Paul der alte gute Nachbar, und that ihnen Gutes, wie und wo er konnte.

Nun kam die Zeit allmählig heran, da Paul die Seinigen verlassen sollte. Er wurde schwer krank, und es war keine Hoffnung der Wiedergenesung vorhanden. Dieß fühlte er wohl selbst,

und bereitete sich daher zum Sterben. Als am letzten Tage sein Weib und seine Kinder am Sterbebett herumstanden, empfahl er sie noch alle Gott, nahm seine Gertraud noch bey der Hand, und zeigte ihr auf seinen Schrank hin, mit den Worten: »Da drinnen wirst du ein Kästchen finden, bewahre es wohl, es ist mein Erspartes.“ Bald darnach schlummerte er sanft hinüber.

So sehr nun Gertraud mit ihren Kindern den geliebten Vater beweinte, so sehr triumphirten die bösen Nachbarn, und fingen bald an, treulich Wort zu halten in dem, was sie auf den Bierbänken schon lange beschlossen hatten. Gertraud, das vorher so glückliche Weib, ward nun die allgemein verfolgte Wittwe, ihre ehmals so glücklichen Kinder wurden die von allen Seiten gedrückten Waisen.

Alles was Gertraud und ihre Kinder thaten, wurde übel gedeutet.

Die unschuldige Schüchternheit und der edle Stolz ihrer Söhne und Töchter, die mit Verachtung über die Ungezogenheit ihrer Nachbarskinder wegsahen, mußte dumme Hoffart seyn, die man ihnen bald vertreiben würde.

Ihr glücklicher Wohlstand mußte durch Ungerechtigkeit erworben, und ihr Vermögen größtentheils fremder Leute Eigenthum seyn, welches nun bald aufkommen sollte.

Nun ward abgeredet, wie Gertraud gestürzt werden sollte.

„Du sagst, Paul sey dir so viel schuldig geblieben, und — ihr seyd die Zeugen“ — sprach Marx.

„Und bey mir braucht es nicht viel“ sprach Görg. Denn die Grundstücke, die Gertraud im Schwedenfelde (so hieß ein großes Ackerfeld unweit des Dörfchens) besitzt, das heuer brach liegt, hat Pauls Vater von meinem Großvater stiftsweise übernommen. Es soll mir ein leichter Prozeß werden, dieselben wieder an mich zu bringen.“ Es wurden falsche Schuldscheine gemacht, und die angegebenen Schulden vor Gericht gefordert.

Gertraud ward mit den Gläubigern vorgerufen. Wie sie erschrack, als der Beamte die Forderungen vortrug, kann sich jeder leicht vorstellen, der weiß, wie es der angeklagten Unschuld zu Muthe ist.

„Nun Gertraud! versteht ihr euch auf die Zahlung?“ fragte jetzt der Beamte die erschrockene Wittwe.

Gertraud. Um Gotteswillen, gnädiger Herr! wie ist es möglich, daß Menschen ihre Bosheit so weit treiben, Schulden zu lügen, wo keine sind!!

Nachbarn. Was Bosheit — was Schulden lügen, wir sind ehrliche Männer; stille mit dem Lästern, oder —

Beamte. Stille mit dem Drohen, oder —

Gertraud. Gnädiger Herr! hören Sie um's Himmelswillen eine gedrückte Wittwe, und schaffen sie ihr Recht. Ich und mein seliger Mann haben unsere Lebetage glücklich gehauset, und sind durch Mühe und Arbeit so weit gekommen, daß wir — Gott Lob — nie an's Schuldenmachen denken durften. Und jetzt unterstehen sich die gewissenlosen Männer da, mir auf die ungerechteste Weise eine Last aufzubürden, die ich — weiß Gott — nicht tragen darf!

Beamte. Da höret, und bedenket es wohl! das Geld, welches man Wittwen und Waisen abdrückt, ist ein Blutgeld, und wird um Rache gegen den Himmel schreyen.

Nachbarn. Sie mag daherwinseln, was sie will. Unsere Forderungen sind einmal gerecht, und wir und unsere Kinder haben auch nichts zu verschenken. — Hier sind die Schuldscheine, und da stehen die Zeugen, wenn man den Worten ehrlicher Männer nicht glauben will. Und wenn's darauf ankommt, so sind wir auch bereit, darauf zu schwören.

Sie schwuren wirklich; die Schuldscheine waren da; die Zeugen bestanden auf ihrer Aussage, und so mußte die arme Gertraud zahlen, sie wollte oder nicht.

Als sie dann nach Hause kam, und ihren Kindern den schmerzlichen Auftritt erzählte, da schlugen sie alle die Hände zusammen, und weinten bitterlich.

Doch faßte sich die gottesfürchtige Mutter bald wieder. „Kinder! sprach sie, seyd getröstet! Gott kann die Verlassensten am allerwenigsten verlassen. Er läßt wohl die Unschuld drücken, aber nie unterdrücken.“

Jetzt dachte sie natürlich gleich an das Kästchen, welches ihr der sterbende Vater noch empfohlen hatte. Sie öffnete es, und fand darinn einige Sparthaler in einem Papiere eingerollt. Voll dankbarer Erinnerung an den unvergeßlichen Vater nahmen sie das Geld heraus, und bewahrten das Kästchen. Ihre Baarschaft sammt dem gefundenen Gelde reichte aber bei Weitem nicht hin; sie mußte noch mehrere hundert Gulden unter schweren Zinsen aufnehmen, um den boshaften Forderungen Genüge zu leisten.

Voll innerer Wehmuth erschien Gertraud am bestimmten Zahlungstage vor Gericht, wo Veit und Marx schon zugegen waren.

„Hier ist das Blutgeld, sprach sie, nehmet es, ihr Wittwen- und Waisen-Mörder! und werdet reich damit! Aber vor jenem Richterstuhle dort oben, vor dem keine Bosheit verborgen bleiben wird, werdet ihr den Lohn eurer Ungerechtigkeit empfangen.“

Mit diesen Worten gieng sie weinend ab. Die Nachbarn strichen das Geld in ihre Säcke, und lachten sich in die Faust, daß ihnen ihre

List so wohl gelungen hatte, und zechten und schwelgten jetzt wieder von Neuem.

Die Grausamen hatten sich an Gertraud noch nicht satt gewürgt. Nun kam auch noch Nachbar Görg, und forderte ihr die Grundstücke im Schwedenfelde ab. Es kam zu einem förmlichen Prozesse.

Obwohl nun Gertraud einen eigenen Advokaten hatte, und eine nicht geringe Summe verstritt, so konnte sie wider die Ränke ihres Gegners doch nichts gewinnen. Nach einem Jahre ward der Prozeß geendet, und Gertraud angewiesen, die Grundstücke an Nachbar Görg abzutreten.

Freylich wurde es jetzt in ihrer Seele immer trüber. Die Schuldenlast lag ihr schwer auf dem Herzen, und nun war auch ihr größtes und bestes Feldstück weg. „Ach! mein Gott! du wirst mich ja nicht verlassen!" — jammerte sie oft in diesen bittern Stunden.

Ihre Kinder wiederholten auch nicht einmal die Klage: „Aber, liebe Mutter! es wird ja täglich schlimmer; es kömmt ja Schlag auf Schlag!" „Ja, Kinder! sprach dann die Mutter, wahrlich es kömmt Schlag auf Schlag; — aber vertraut nur auf Gott. Sollten auch alle Steine auf uns herunterfallen, so bleibt doch er unser Vater, und läßt uns nicht untergehen."

Gertrauds Umstände wurden indeß immer trauriger. Die Zinsen nahmen ihren Fortgang und

der Prozeß hatte sie genöthigt, ein neues Sümmchen zu borgen.

Da erst zwey ihrer Kinder erwachsen waren, mußte sie auch mit fremden Leuten hausen. Da diese größtentheils zu ihrem eignen Vortheil wirthschafteten, so halfen sie zu Gertrauds Untergange getreulich mit.

Es war unmöglich, daß sie von einer Frist zur andern genug erübrigen konnte, um die Zinsen abzutragen; vielmehr mußte sie noch immer neue Schulden machen. Und so kam es nach einigen Jahren so weit, daß die Schulden schon beinahe das Vermögen überstiegen.

Gertrauds Kummer konnte nicht verborgen bleiben. „Gebt nur Acht! hieß es bei den Zusammenkünften — nun wird sie mit ihren Kindern bald den Bettelsack umhängen."

Auch machten sie die Anzeige bei Gericht, und drangen darauf, daß Gertrauds Hof auf die Gant sollte geschrieben werden; ausserdem wäre zu befürchten, sie falle der Gemeinde auf die Schüssel. —

Nun ward Gertraud abermal vorgerufen und abgehört. Da ihr eigenes Geständniß mit den gemachten Anzeigen übereinstimmte, so ward ihr von Amtswegen vorgestellt, daß die Vergantung unumgänglich sey, wenn sie nicht selbst der Gemeinde zur Last fallen, oder den Bettelstab ergreifen wollte.

Da stand nun Gertraud in dem tiefsten Elende, und der stumme Schmerz ließ sie kaum zu Worten kommen.

„Gnädiger Herr! — bath sie endlich laut schluchzend — nur ein einziges Jährchen noch lassen Sie uns fortkommen; vielleicht hilft uns der liebe Gott doch noch in die Höhe. Ich will ja gerne ganze Nächte durchwachen, und arbeiten im Schweiße ohne Unterlaß. Denken Sie nur wie mich einmal der Gedanke martern müßte, meinen Kindern Haus und Hof vergeben zu haben! Erbarmen Sie sich unser, Gnädiger Herr! und schenken Sie uns ein Jährchen noch!"

Der Beamte war mitleidig, und erfüllte nicht nur ihre Bitte, sondern both ihr selber noch seine Hülfe an.

Nun traf Gertraud alle nur mögliche Vorkehrungen in ihrem Hause, um sich desto leichter schwingen zu können. So wehe es ihrem Mutterherzen that, ihre geliebten Kinder von sich zu lassen, so bequemte sie sich doch dazu. Die jüngsten zwey nahm ihre Schwester zu sich; des mittlern Sohnes erbarmte sich einer ihrer Brüder, und die zwey älteren sollten mit ihr das Hauswesen führen. Was es für ein kläglicher Auftritt war, als die jüngern drey — ihr Päckchen unter dem Arme — fortzogen, läßt sich mehr empfinden, als beschreiben.

Laut weinend reichten sie einander die Hände, die Mutter segnete sie, und sprach zum Abschiede: „Kinder! fürchtet allezeit Gott. Wie er euch jetzt arm werden läßt, kann er euch einst wieder reich machen. Arbeitet treu und fleißig. Fleiß und Gottesfurcht werden euch in der Welt forthelfen."

Mit unermüdlicher Sorgfalt führte nun Gertraud das Hauswesen, als wenn sie von neuem anfienge. Halbe Nächte kam kein Schlummer in ihre Augen; mit dem frühesten Morgen war sie mit den ihrigen schon an der Arbeit, und dabey bethete sie unaufhörlich zu Gott um Rettung aus ihrer Noth.

Allein bei all' ihrer Sorgfalt konnte sie doch nie auf einen grünen Zweig kommen. Die bösen Nachbarn hörten nicht auf, sie zu necken, und bey Amte auf die Vergantung zu dringen. Auch war das Jahr vorüber, ohne daß Gertraud merklich vorwärts gekommen war.

Es war also wirklich daran, daß sie mit ihren Kindern Haus und Hof verlassen, und mit dem Reste sich in irgend einer Hütte beschlagen sollte.

Indeß Gertraud so in dem höchsten Gedränge war, und sich weder zu rathen noch zu helfen wußte, da kam auf einmal in öffentlichen Blättern die Nachricht:

„Johannes Liebmann, Kaufmann in Frankfurt, sey eines gähen Todes gestorben, ohne einen

wissentlichen Erben seines Vermögens von 50,000 fl. hinterlassen zu haben. Wer darauf rechtmäßigen Anspruch machen könne, möge sein Recht innerhalb Vierteljahresfrist beweisen.“

Alles im Dorfe stutzte über diese Nachricht. Liebmann — Johannes Liebmann! hieß es; das wäre doch erstaunlich, wenn dieß — Hanns, Pauls Bruder wäre! was würde das mit Gertraud für ein Lärmen und Aufheben werden! Gertraud besann sich auch. Daß ihres Pauls Bruder Kaufmann in Frankfurt gewesen, wußte sie wohl, daß er aber keine Erben hinterlassen haben sollte, wußte sie sich nicht zu erklären, vielweniger, wie sie der Sache auf den Grund kommen könnte.

Während dem sie so mit sich selber berathschlagte, trat der Schullehrer des Dorfes in ihre Stube:

„Nun Gertraud! wünsche ich euch von Herzen Glück, daß sich der liebe Gott nach den vielen Drangsalen endlich eurer erbarmt hat.“

Gertraud. Glückwünschen? wozu denn, lieber Schullehrer?

Schullehrer. Wozu? ey zur reichen Erbschaft.

Gertraud. Ja wohl zur reichen Erbschaft! — Du lieber Gott! wie sollte die arme Wittwe zur reichen Erbschaft kommen?

Schullehrer. Ey was! ihr habt ja Siegel und Brief im Hause, daß die Erbschaft euch gehört.

Gertraud. Wie? was? — woher?

Schullehrer. Ja, ja, hört nur. Sechs Jahre sinds etwa, als euer seliger Mann mit einem Briefe zu mir kam, und mich ersuchte, ihm denselben vorzulesen. Da schrieb ihm denn sein Bruder Johannes Liebmann von Frankfurt, daß Paul nach dessen Tode auf sein ganzes Vermögen rechnen dürfe. Dieß weiß ich noch, als wenn ich es heute läse. Der Brief muß in eurem Hause seyn.

Das ganze Haus ward durchgesucht, aber nirgends fand sich eine Sylbe. Endlich wurde glücklicherweise wieder an das Kästchen gedacht, und dasselbe geöffnet. „Da ist er, — da ist er!" schrie der Schullehrer voll Freuden, als hätte er einen Schatz gefunden. Und sieh! das Papier, in dem die wenigen Sparthaler eingerollt lagen, war ein Brief folgenden Inhaltes:

Lieber Bruder Paul!

Mit Thränen im Auge berichte ich dir den Tod meiner innigstgeliebten Gattin. Ein Faulfieber hat sie mir vor drey Wochen entrissen. Mein einziger Sohn, der von dem Bette der geliebten Mutter nicht mehr wegzubringen war, erbte die Sucht, und folgte acht Tage darnach seiner Mutter in's Grab nach. Gott habe sie alle beyde selig, und rufe mich bald zu ihnen; denn die ganze Welt ist nun für mich freudenlos. Du bist jetzt meinem

Herzen der Nächste, lieber Bruder! und da ich nur durch die gute Erziehung unserer Eltern geworden, was ich bin, so soll auch mein erworbenes Vermögen über kurz oder lang dem väterlichen Hause heimfallen. Dir und deinen Kindern soll also einst meine ganze Hinterlassenschaft als Erbe zugehören.

Dieß verspricht und gelobt dir sammt der aufrichtigen Bruderliebe

Dein untröstlicher Bruder
Johannes Liebmann.

Frankfurt den 3. May 1768.

Gertraud war nun vor Freuden wie ausser sich. „Kommt Kinder! rief sie voll Hastigkeit, kommt, fallet auf eure Kniee, und danket dem Herrn unsern Gott! sehet, wie er die nicht verläßt, die auf Ihn trauen! Nun hat er unser Geschrey erhöret. Preis Ihm in Ewigkeit!"

„Wie kann ich's euch vergelten, lieber Mann! sprach sie jetzt zum Schullehrer — daß ihr euch meiner so liebevoll erinnert habt? Ohne diese Entdeckung würde ich wohl nie zur reichen Erbschaft kommen können. Ich danke euch noch einmal, und kann ich euch einst etwas vergelten, so kommt und begehret."

„O du lieber seliger Paul! hattest du doch in deinem ganzen Leben kein Geheimniß vor deiner Gertraud, und davon sagtest du mir kein Wort."

Schullehrer. Dieß will ich euch wohl erklären, liebe Gertraud! Als ich ihm den Brief vorgelesen hatte, sagte ich zu ihm: „Nun Nachbar Paul, du kannst deinem Weibe und deinen Kindern eine rechte Freude heimbringen.“ „Nicht doch, nicht doch, versetzte er, wissen Weiber und Kinder einmal von Erbschaften, dann verlassen sie sich darauf, und werden hübsch nachläßig. Es wird ihnen einmal wohl thun, wenn sie nach meinem Tode etwas herzunehmen haben.

Gertraud. Du lieber Gott! als wenn er mein Schicksal vorhergesehen hätte!

Nun gab Gertraud den Brief bey dem Amte ab.

Der Beamte erhob im Namen der Wittwe die Erbschaft ohne Anstand, und händigte ihr in kurzer Zeit die 50,000 fl. ein.

Nun wurde es in Gertrauds Seele nach so manchen Stürmen wieder heiter. — Sie zahlte die Schulden, holte ihre Kinder wieder heim, versorgte eines nach dem andern, und ward zuletzt auch noch die Wohlthäterin ihrer Feinde.

Die bekannten Nachbarn hatten nämlich seitdem wieder alles durchgejagt, was sie Gertraud abgelogen, und befanden sich in den kläglichsten Umständen. Vorzüglich Veit und die Seinigen waren in die jämmerlichste Lage gerathen. Sein Weib, das noch immer die Bes-

sergesinnte war, und um das ungerechte Verfahren mit Gertraud wußte, aber allemal mit Ungestümm zum Schweigen gebracht ward, wenn sie sich nicht darauf verstehen wollte — war denn halb vor Noth und Kummer in eine tödtliche Krankheit gefallen.

Vor ihrem Tode begehrte sie noch dringend, Marx und Görg sollten zu ihr kommen, und ihren Mann rief sie dazu; „Männer! sprach sie, es ist eine ernstliche Sache, wenn sich der Tod anmeldet, und es wird einem gar wunderlich um's Herz, wenn er so in das Bett hineinschaut. Ich kann nicht ruhig sterben, bis ihr euch vor meinem Sterbebette mit Gertraud ausgesöhnet habt. Wenn ihr einmal so daliegen werdet wie angebunden, und euch nimmer zu helfen wisset, dann ist es vielleicht zu spät."

Die Worte des todtkranken Weibes trafen ihr Herz, und sie giengen in sich. — Gertraud ward nun gebethen, die kranke Nachbarin eilends zu besuchen. Gertraud erschien. Weinend entdeckten sie ihr den ganzen Hergang der ungerechten Sache, und bathen sie um Verzeihung: sie wollten gerne wieder gutmachen, was sie gut zu machen im Stande wären. — Die Sterbende bat sie mit aufgehobenen Händen: „Gertraud! verzeih! sieh, ich sterbe bald; erfülle die letzte Bitte deiner sterbenden Nachbarin; denke an unsre Kinder!"

Gertraud verzieh gerne. „Stirb ruhig und getrost, liebe Nachbarin! es ist alles vergessen; Gott hat mich ja reichlich gesegnet.“

Und sie verzieh nicht nur, — sie that noch mehr. Sie schenkte den Nachbarn alles, ließ Görgen das Feldstück, stand ihnen bey bis zum Tode, und nahm sich nach der Eltern Tod auch noch ihrer Kinder an.

XVIII.

Gott — auch der Waisen Vater.

Munter, wie die Freude, sprang Peter, ein zwölfjähriger Knabe, in einem Garten ausserhalb Hohlstädt umher, und harrte der Ankunft seiner Eltern. Er spielte eben in der Laube mit seinen Kaninchen, als er nicht ferne den Ton einer Pfeife mit abwechselndem Gesange vernahm. Er sah umher, und erblickte unter einem Baume einen Knaben, der jezt auf einer Pfeife spielte, jezt wieder sang, und etwa um ein paar Jahre älter seyn mochte, als er. Am Ende des Gesanges fiel der Knabe auf seine Kniee, schaute gegen Himmel, und nicht lange darnach fieng er bitterlich zu weinen an. Getrieben von Mitleiden sprang Peter dem weinenden Knaben entgegen.

Peter. Was ist dir, lieber Knabe! warum weinst du?

Der Knabe. Sollte ich nicht weinen! Ach ich unglückliches Kind! ich habe keinen Vater und

keine Mutter mehr. Meine Nährmutter ist auch gestorben, und nun habe ich keinen Menschen, der sich meiner erbarmte. Da bin ich fortgegangen; jetzt habe ich schon einen ganzen Tag nichts mehr gegessen; denn zu betteln schäme ich mich. Aber jetzt muß ich gleichwohl sehen, wo ich etwas zu essen kriege; denn der Hunger thut wehe.

Peter. Armes Kind! woher bist du denn?

Der Knabe. Von Reichenburg.

Peter. Und wie heißest du?

Der Knabe. Anton.

Peter. Anton! so hat mein Bruder auch geheißen, der ist aber schon gestorben. Nun bist du mir noch einmal so lieb, weil du auch Anton heißest. Lieber Anton, weine nicht mehr; mein Vater ist recht gut, und wird bald hierher kommen. Ich will ihn bitten, daß er sich deiner annimmt, und meine Mutter auch.

Der Knabe. O du lieber Knabe! thu das, ich bitte dich. Ich will dich dafür recht lieb haben, und für deine Eltern bethen, und für dich, daß du nicht auch einmal so hungern und weinen darfst, wie ich. Und wie heißest denn du, damit ich dich doch nennen kann?

Peter. Ich heiße Peter, und mein Vater ist der Lebzelter Wilger von Hohlstädt da.

Anton. Mein Großvater war auch ein Lebzelter.

Peter. Ein Lebzelter! und von einem Lebzelter zu Reichenburg hat mein Vater schon gar so oft erzählt — sieh! dort gehen meine Eltern gerade daher, komm nur geschwinde mit mir. Peter sprang ihnen freudig entgegen, und sprach:

„Lieber Vater! ich bitte für diesen armen Knaben. Er hat bitterlich geweint; denn er hat keinen Vater und keine Mutter mehr, und schon einen ganzen Tag nichts mehr gegessen; er heißt auch Anton, wie mein lieber Bruder geheißen hat. Ich bitte, daß ich ihn darf mitessen lassen.“

Vater (zu Anton.) Woher bist du denn liebes Kind?

Peter. Ach er weint schon wieder — der arme Knabe! Vater ich will dir alles erzählen, was er mir gesagt hat. Er ist von Reichenburg, und sein Großvater war auch ein Lebzelter. Ist es etwa derselbe, Vater! von dem du schon so oft erzählt hast?

Vater. Ein Lebzelter von Reichenburg — sein Großvater! Höre auf zu weinen. Wer waren denn deine Eltern?

Anton (schluchzend.) Sie — waren Kaufleute.

Vater. Und wie hieß denn deine Mutter?

Anton. Kunigunde.

Vater. Ach! sie ists — Frau! sie ist's die Tochter des braven Mannes, von dem ich so oft erzählte.

Mutter. Der dich so lieb hatte? Gott wie wunderbar sind doch die Wege deiner Vorsehung!

Vater. O die unglückliche Kunigunde! Lieber Anton! sey nun getrost; ich habe deinem Großvater viel zu danken. Die Hand Gottes hat dich recht geführt.

Mutter. Aber wie kommst du denn so hülflos hieher?

Anton. Ach! ich darf, ich kann es nicht sagen. (weint)

Vater (ihn zutraulich bey der Hand nehmend.) Sey getrost, mein Lieber! und erzähle uns alles ohne Scheu.

Anton (nach einem tiefgeholten Seufzer.) Ach! meine Eltern sind einmal reich gewesen; aber hernach sind sie recht arm geworden. Wie das eigentlich zugieng, weiß ich selbst nicht recht; denn ich und meine Schwester durften nicht zu Hause bleiben, und wenn wir hie und da zu den Eltern kamen, mußten wir gleich wieder fortgehen.

Mutter. Welche grausame Eltern, die ihr Herz wider die laute Stimme der Natur dem Kinde verschließen können!

Vater. O du unglückliche Kunigunde! Dieß sieht dir so ganz gleich! Und wer hat denn Elternstelle an euch vertreten, lieber Anton?

Anton. Wir wurden einer alten Wittwe zur Erziehung übergeben. Diese hat uns recht lieb gehabt, und täglich ermahnet, daß wir Gott

fürchten und fromme Kinder werden sollten. Wenn manchmal Leute in ihr Haus kamen, und sie fragten, wem wir zugehörten, und unsere Nährmutter die Eltern nannte, da sagten die Leute mitleidig: „Die unglücklichen Kinder, ihre Mutter kann's ja nicht leiden, wenn ein Kind schreyt. Aber gebt nur Acht; es läßt sich ein Brunnen ausschöpfen; bey den beständigen Tafeln und Spielgesellschaften werden's ihre Eltern nicht lange mehr treiben, müßen zuletzt gewiß noch verderben." Mir that es recht wehe, und ich hätte weinen mögen, wenn die Leute so redeten, denn es waren meine Eltern, und ich liebte sie doch. Aber leider mußten wir erfahren, was die Leute vorhergesagt hatten. Denn bald starb ein reicher Herr, und nun wurden unsre Eltern (weinend) in's — Gefängniß abgeholt.

Eltern. Gott! ins Gefängniß!

Anton (nach einer Pause.) Denn unter den Papieren dieses Herrn fand die Obrigkeit, daß ihm meine Eltern einige tausend Gulden herausgelockt hatten — unter dem Vorwande, einen Schatz finden zu wollen. Es wurde ein langer Prozeß geführt. Endlich starb der Vater im Gefängnisse; die Mutter mußte auf dem Schandsteine ausstehen, und dann in's Spinnhaus, wo sie in kurzer Zeit dem Vater nachfolgte.

Mutter. Du lieber Gott! — im Spinnhause!

Vater. O, ihr seliger Vater hat ihr gar oft Unglück prophezeit, wenn sie so widerspenstig war. Dahin führet endlich der Ungehorsam gegen die Eltern! und wie ging es nun weiter, mein Anton?

Anton. Als hernach die Sache untersucht ward, wurde unser Haus, und was sonst noch da war, verkauft, und die Schulden bezahlt. Da die Gläubiger noch vieles verlieren mußten, so blieb uns zwey Kindern nichts mehr übrig, als Armuth und Schande.

Vater. Arme, bedaurenswürdige Kinder!

Anton. Als der Mutter ihr Urtheil gesprochen war, ließ sie mich und meine Schwester Juliane noch zu sich rufen. Ach! diese Stunde will ich in meinem Leben nicht vergessen. Sie sah so abgezehrt aus, daß wir sie kaum mehr kannten, und vor Weinen und Wehklagen konnten wir alle drey lange nicht reden. Endlich bat uns die Mutter um Verzeihung, umarmte uns, empfahl uns Gott, und setzte die Worte bey: „Kinder geht nie meinen Weg, und lasset euch das Unglück eurer Mutter in eurem ganzen Leben zur Warnung seyn.“ Dann weinten wir wieder, mußten gehen, und sahen sie nimmermehr.

Meine Schwester Juliane schämte sich so sehr, daß sie fortgieng, und — der liebe Gott weiß, wo sie jetzt herumbettelt, oder etwa gute Leute angetroffen hat.

Ich aber blieb bey unsrer guten Nährmutter, die uns liebte, wie ihre eigenen Kinder. Allein sie ist nun ebenfalls gestorben, und so traf mich denn auch Julianens Loos. Die Kinder nannten mich nur den Spinnhaus-Buben, warfen mir den Schandstein vor, und — ich — kann — ja nichts — dafür. — (schluchzt)

Vater. Ja wahrlich, du kannst nichts dafür, lieber Anton! darum weine nicht; sondern sey getrost! es soll dir ja nimmer übel gehen. Was thatest du denn also, nachdem deine zweyte Mutter auch gestorben war?

Anton. Ja, da gieng ich denn auch fort, weil ich überall nur Schimpf erfuhr, und kein Mensch sich meiner annahm. Und da bin ich denn hieher gekommen, und bitte Sie jetzt, daß Sie sich meiner erbarmen, damit ich nicht betteln darf. O, ich will recht fromm und fleißig seyn.

Vater. Nein Anton! du sollst nicht betteln. Sieh, ich stand bei deinem Großvater drey Jahre in Arbeit, und habe auf meinen Wanderschaften nirgends so viel Gutes empfangen, als von ihm. Ich freue mich, an dir, lieber Anton! deinem Großvater einigermaßen die Liebe gegen mich erwiedern zu können. O! dein Großvater war ein edler Mann, und wenn ihm deine Mutter in ihrem Leichtsinne so ungehorsam war, sagte er oft zu ihr: „Kunigunde! ich fürchte, du wirst deinen Leichtsinn einmal zu spät bereuen. Ich erlebe es

vielleicht nicht mehr; aber die Strafe des Ungehorsams bleibt nicht aus." Und nun müßt ihr armen Kinder ihren Leichtsinn und Ungehorsam büßen! Anton! halte dich wohl! und bleib ein gutes Kind, du sollst bei uns versorgt seyn.

O Gott! wie dank' ich dir, sprach Anton, und küßte den Eltern voll Freude die Hände.

Auch Peter dankte ihnen mit sichtbarer Freude, daß sie sich auf seine Bitte des armen Knaben so gerne erbarmten, und rief frohlockend: „weil ich nur wieder einen lieben Anton habe!"

Und noch eins, lieber Vater! der Anton da kann recht schön singen. Als er unter dem Baum dort saß, hat er so schön gesungen, daß ich mich recht verwundert habe.

Vater. Und was hast du denn schönes gesungen, Anton?

Anton. Das Lied, welches ich und meine Schwester gar oft sangen, als wir so arm und elend wurden. Unsre liebe Wittwe hat es uns gelehrt. Juliane hat allemal vorgesungen, ich habe ihr sekundirt, und mitunter auch auf der Pfeife geblasen.

Vater. So sing uns doch das Lied auch.

Nun zog Anton seine Pfeife aus der Tasche, spielte ein wenig darauf, und fieng dann das Lied zu singen an.

O Gott! wie glücklich ist das Kind,
Deß Zuflucht fromme Eltern sind!

Wenn treue Liebe sorgsam sucht,
Es aufzuziehen in weiser Zucht;
So kann es sich der Eltern freu'n,
Und selber gut und glücklich seyn.

Wenn aber Eltern sorglos sind,
Nur auf sich sehn, nicht auf das Kind,
Stets auf die Welt, nicht auf Gott bau'n,
Und nur auf Lust und Freuden schau'n,
So muß in Elend oft das Kind
Schwer büßen noch der Eltern Sünd'.

Und sind die Eltern nimmermehr,
So irrt es ohne Hülf' umher,
Dieß fühl' ich, ach! und bitt'rer Schmerz
Durchdringt mein armes Waisenherz;
Denn Kummer, der so wehe thut,
Und Thränen sind mein Erbegut.

Doch weine nicht, leid' mit Geduld;
Du leidest nicht aus eigner Schuld.
Gott ist ja auch der Waisen Gott,
Sieht ihre Armuth, ihre Noth.
Hört er doch auch die Raben schrey'n,
Und mir soll er nicht Vater seyn?

Zu ihm fleh' ich mit Zuversicht,
Er hört mich, und verläßt mich nicht.
Es giebt noch Menschen — mild und gut.
Wenn ihnen Gott das Herz aufthut,
So theilen sie die Gottes-Gab,
Und trocknen mir die Thränen ab.

Vater. Laß dich umarmen, edler Junge, Einem Kinde, das so herzlich, wie du, auf Gott vertraut, kann es an Hülfe nicht fehlen. Sieh! du hast nun an uns Menschen gefunden, denen Gott das Herz aufgethan hat, und die dich verpflegen werden, wie deine eigenen Eltern. Fahre nur fort, immer so kindlich auf Gott zu vertrauen, dann wirst du sicher dein Glück in der Welt machen.

Peter sprang jetzt munter um Anton herum, und sprach zu ihm: „Nun, lieber Anton, wollen wir einander recht lieb haben, und recht brav und geschickt werden."

Den armen Knaben nahmen sie dann mit sich in ihr Haus, und erzogen ihn, wie ihren eigenen Sohn.

Peter gewann ihn so lieb, daß sie miteinander umgiengen, wie Brüder. Die Eltern liessen beyde noch ein Jahr gemeinschaftlich in die Schule gehen, und sie sodann auch in allen andern guten Kenntnissen miteinander unterrichten.

Anton zeichnete sich durch Fleiß und Frömmigkeit vor allen Kindern rühmlich aus, und seine Wohlthäter waren mit ihm so zufrieden, daß sie an ihm nichts mehr zu wünschen hatten; aber zu trösten hatten sie ihn oft, wenn er manchmal über das traurige Schicksal seiner Eltern nachdachte, und nach seiner lieben Juliane seufzte.

Nach einigen Jahren ließ ihn Wilger das Seifensieder-Handwerk lernen, weil Anton dazu vorzügliche Lust bezeigte.

Anton ward daher einem Seifensieder in das Haus gegeben, der Wilgers guter Freund war. Wilger bezahlte das Lehrgeld für ihn, und versorgte ihn mit Wäsche, Kleidern und allem Nöthigen.

Auch da hielt sich Anton so wohl, daß sich der Seifensieder seiner nicht genug freuen konnte. Mit jedem neuen Jahre gewann er ihn noch lieber; denn Anton hatte noch kaum seine Lehrjahre zur Hälfte vollstreckt, als er seinen alten Herrn schon so geschickt aller Mühe zu überheben, und sich so wohl in alle seine Launen zu schicken wußte, daß dieser ohne seinen Anton nimmer hätte leben mögen.

Daher kam es denn auch, daß sich der Seifensieder nach geendeten Lehrjahren entschloß, Anton seine Tochter zur Braut, und Haus und Vermögen dazu zu geben. Wilger stattete Anton aus, und gab ihm 500 fl. zum Heyrathgut. Noch dazu mußte das junge Paar in Wilgers Hause Hochzeit halten; „Denn — sprach Wilger — ich habe Anton an Kindesstatt angenommen; ich bin ihm auch die letzte Ehre schuldig.“

Die nächsten Verwandten beyder Häuser machten die kleine Gesellschaft der Hochzeitgäste aus, und ein niedliches geräuschloses Mahl, mit traulichen Gesprächen gewürzt, war die freundliche Bewirthung im Wilgerischen Hause.

Es war bereits zur Hälfte aufgetragen, als der Tischdiener meldete, es wäre eine Zitherschlägerin unten, ob sie sich nicht hören lassen dürfte.

„Eben recht, sprach Wilger, sie soll heraufkommen.“

Nun trat eine wohlgekleidete Jungfrau schüchtern herein, und die untersten Gäste hatten bemerkt, daß sie sich bei'm Hereintreten die Augen abgetrocknet hatte. Sie schlug einige schöne Stückchen, und die Freude der Hochzeitgäste ward dadurch nur noch größer. Freundlicher noch begegneten sich bey dem lieblichen Saitenklange die Blicke der Gäste, und leichter noch floßen am Ende eines jeden Stückchens die traulichen Gespräche.

Endlich fieng die Zitherschlägerin auch zu singen an:

„O Gott! wie glücklich ist das Kind,
Deß Zuflucht fromme Eltern sind!“

Mehr sang sie nicht, als der Bräutigam betroffen aufsprang. Er bebte am ganzen Leibe, und nahte sich mit starrem Blicke und offenen Armen der Sängerin. Alle Gäste stunden mit auf, und verstanden nicht, was ihm wäre.

Die Sängerin hatte die erste Strophe des Liedes noch nicht vollendet, als er sie in seine Arme schloß, und voll Freuden ausrief: „Juliane! ja du bist es, meine liebe Schwester Juliane!!“

Die Sängerin konnte vor Verwunderung und Freude lange nicht zu Worten kommen. „Anton! mein wieder gefundener Bruder!!“ — sprach sie endlich, und sank noch fester in seine Arme.

Alle Hochzeitgäste stimmten in den Jubel der Geschwister, und Wilger und der Seifensieder führten Julianen an ihren Armen hin zur Tafel, und sie mußte zwischen Braut und Bräutigam Platz nehmen.

Die beyden Väter erzählten ihr nun, wie ihr Bruder Anton nach Hohlstädt gekommen, und Bräutigam geworden sey. Sie hatten die kurze Erzählung kaum geendet, als ihnen Anton voll rascher Freude in die Rede fiel: „Ums Himmelswillen, liebe Schwester! und wie hast du doch die Zither schlagen gelernt?“

Du sollst gleich alles hören, lieber Anton! — erwiederte die Schwester — ich will von vorne zu erzählen anfangen:

Du weißt, wie verächtlich man uns in Reichenburg überall begegnete. Es that mir zu wehe; ich entschloß mich also, in eine entfernte Gegend zu wandern, wo ich unbekannt wäre, und mich mit Dienen fortzubringen dachte. Ich kam bis Willersheim. Da gieng ich allererst in die Kirche, und bethete recht herzlich zu Gott, er möchte mich in ein gutes Haus führen, und zu frommen Leuten kommen lassen, unter denen meine Unschuld gesichert wäre. Dabey fiel mir unser Elend mit seiner ganzen Schwere auf das Herz, und ich mußte bitterlich weinen. Eine Frau, die neben mir kniete, hatte alles bemerkt, und als ich aus der Kirche gieng, fragte sie mich, wer ich wäre, und warum

ich denn so gar eifrig gebethet hätte? Ich sagte ihr, daß ich eine arme Waise wäre, und in der Stadt Dienste suchte. Hierauf versetzte sie, ob ich denn nicht zu ihr kommen möchte?

Da sie so mitleidig mit mir that, und so fromm aussah, nahm ich den Antrag mit dankbarer Freude an. Sie war eine reiche, alte Wittwe, und lebte mit einem Dienstbothen in häuslicher Stille von ihren eigenen Mitteln.

Ich konnte Gott nicht genug danken, daß er mich so väterlich geführt hatte; denn ich ward bey ihr so gut gehalten, und bald auch so sehr geliebt, wie von unserer zweyten Mutter, der Wittwe zu Reichenburg. Ich erzählte ihr nach und nach unser ganzes trauriges Schicksal, und da nahm sie so lebhaften Antheil an allem, daß sie oft selbst mit mir weinte. Wenn ich ihre Tochter gewesen wäre, sie hätte mir nicht besser seyn können.

Ich suchte ihr aber auch Freude zu machen, wie und wo ich konnte. Ich sang ihr allerley Lieder vor, und da sie an der Musik so große Freude hatte, ließ sie mich bei einem Manne in der Nachbarschaft die Zither schlagen lernen. Stundenlang saß ich dann oft neben ihr, schlug meine Zither, und sang dazu. Da war sie allemal in ihrer höchsten Freude.

So vergiengen einige Jahre, bis sie krank wurde. Ich wartete ihrer mit aller Liebe, und sie sagte oft zu mir: „Juliane! wenn ich auch ster-

ben sollte, ich werde deiner gewiß gedenken! Allein da sie immer schlechter wurde, kamen bald die Verwandten, und giengen nicht mehr weg von ihr. Zuletzt ward sie von einem Schlage gerührt, daß sie kein Wort reden konnte. Ich durfte schon vorher nimmer allein mit ihr sprechen, und die letzten Tage sah ich sie nicht einmal mehr; denn die Verwandten konnten mich durchaus nicht leiden.

So starb sie dahin — Gott tröste sie, die liebe gute Frau!

Sie war kaum begraben, als mir die Verwandten erst recht hart begegneten. Sie nannten mich eine Hergelaufene, und drohten mir, sie wollten mich aus dem Hause jagen, wenn ich nicht selbst gienge. Ich begehrte meine Kleider. Aber da all' mein weniges in dem Kasten meiner Wohlthäterin verschlossen war, so bekam ich nichts, und mußte fort, wie ich gieng und stand. Nur meine Zither nahm ich mit mir, und beschloß, nach Reichenburg zu gehen, um dich, lieber Anton, aufzusuchen.

Ich kam bis hieher, und mein weniges Geld war schon aufgezehrt. Was wollte ich nun thun? Im Wirthshause hörte ich erzählen, daß hier im Hause eine Hochzeit sey. Da, dachte ich, könnte ich mir mit meiner Zither einige Kreutzer verdienen, damit ich doch nicht betteln dürfte bis Reichenburg.

Und ich kam, habe dich gefunden, und bin nun in deinen Armen, lieber theurer Bruder!

„Und nun ist meine Hochzeitfreude erst ganz geworden, sprach Anton, weil ich nur dich, liebe Juliane! wieder gefunden habe.“

Ein edler Wettstreit entstand nun zwischen den zwey Vätern, welcher vor dem andern Juliane in sein Haus aufnehmen dürfte. Wilger behielt endlich die Oberhand. „Denn sagte er, wo der Bruder zu Hause ist, da gehört auch die Schwester hin; ich habe das Vorrecht.“ So ward der Hochzeittag mit neuen Freuden, und Lobpreisungen Gottes geendet.

Juliane ward dann in Wilgers Hause eingeführt, und Wilger sprach zu ihr: „Juliane! bis hieher hat dir Gott geholfen, und in meinem Hause, und an der Seite deines Bruders wird er dich auch nicht ohne Hülfe lassen.“

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwäbl, Franz Xaver,

Kleine Haus-Legende für den Bürger und Landmann Auch ein Buch für die Feyertags-Schulen

München 1832

Paed.pr. 3394
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761230-3